Die Soldaten
Friedrichs des Großen.

Preußische Soldatengeschichten

von

Julius von Wickede.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1857.

Die Soldaten
Friedrichs des Großen.

Erstes Kapitel.

Der Winter von 1744/45 war vorüber, und mit neuer Kraft rüsteten beim Beginn der besseren Witterung die Heere sich wieder zu einer nachdrücklicheren Fortsetzung des Krieges. Die k. k. österreichischen Generäle wollten sogar in Schlesien einfallen, und so ihren Gegner in dessen eigenem Lande mit Krieg überziehen. Wie ward ihre Zuversicht aber arg getäuscht, da sie wähnten, den König Friedrich so leicht jetzt besiegen zu können. War dessen Heer auch um die Hälfte fast schwächer, wie das des Feindes, so beseelte doch muthiges Vertrauen auf ihres Königs und Kriegsherrn schon vielerprobte Tüchtigkeit alle Soldaten desselben, und dringend wünschten sie, auf's Neue mit den Feinden im blutigen Kampfe sich zu messen. Bald sollte ihnen auch die gehoffte Gelegenheit hierzu werden.

Der König Friedrich, in Begleitung der Generäle von Winterfeld und Zieten, musterte das Corps seines Heeres, das unweit der Festung Schweidnitz in einem verschanzten Lager stand. Ein Theil der Regimenter, und zu diesen gehörten auch mehrere Escadrons des von Natzmer'schen Husaren-Regiments, hatte bisher, während dieses ganzen Krieges, noch nicht Gelegenheit gehabt, von dem Monarchen persönlich besichtigt zu werden. Viele Soldaten, ja selbst jüngere Officiere, kannten daher den König, für dessen Ruhm und Ansehen sie bisher schon so freudig ihr Blut verspritzt, so viele Beschwerden ertragen hatten, kaum von Ansehen. Mit welcher Spannung harrten sie daher der Stunde, in der ihnen das Glück zu Theil werden sollte, ihren geliebten Feldherrn nun auch so recht in größter Nähe sehen und wahrscheinlich auch seine eigenen Worte vernehmen zu dürfen, nachdem sie sich bisher nur an seinen erlassenen Proklamationen, die ihnen vorgelesen wurden, hatten begeistern können.

Ein schöner, warmer Junitag war es, an dem diese Musterung stattfand, und der Glanz der Sonne beleuchtete so recht hell den herrlichen Anblick, den dieselbe gewährte. Die Rast des Winterquartiers

war von allen Truppen mit großer Sorgfalt dazu verwandt worden, auch ihr äußeres Aussehen wieder in einen möglichst guten Zustand zu bringen und dieselben gewährten jetzt einen ganz anderen Anblick, wie im letzten Winter nach Erduldung der Strapazen in Böhmen. Die altpreußische stramme Haltung und Propretät im Anzuge, war jetzt wieder in ihr volles Recht getreten, und man sah nunmehr nicht bloß sich tapfer schlagende, sondern auch gut gekleidete und streng ausgebildete Soldaten. An die Infanterie kam zuerst die Reihe der Musterung.

Ein großer Jubel der Soldaten begrüßte den Monarchen, wie er so auf seinem Fliegenschimmel im langsamen Schritt an den Reihen der die Gewehre präsentirenden Truppen entlangritt. Mit seinen großen, blauen Augen schaute derselbe alle einzelnen Soldaten genau an, und wen sein Blick so recht traf, der vergaß denselben gewiß in seinem ferneren Leben nicht wieder, solcher Ausdruck lag in demselben. Oft hielt der König auch sein geduldiges Roß einen Augenblick an, wenn irgend ein langgedienter Soldat ihm persönlich bekannt war, um einige freundliche Worte mit demselben zu sprechen, oder an irgend einen Officier ein Lob,

hin und wieder auch einen Tadel, wenn irgend etwas an dessen Kompagnie oder Bataillon ihm nicht sonderlich gefallen hatte, zu richten.

Bei der von Schlagemann'schen Kompagnie, die auch im Laufe des Krieges noch nicht von ihm besichtigt worden war, angekommen, traf des Königs Blick zuerst den Korporal Daxenberger, der als Flügelmann auf dem rechten Flügel derselben stand. Die hagere, lange Gestalt und das eigenthümliche Gesicht des Alten, fesselte die Aufmerksamkeit des Königs.

„Wie heißt er – ich muß ihn früher schon gesehen haben?" fragte er den Korporal.

„Daxenberger, zu Ew. Majestät Befehl. Bei Mollwitz da nahmen Ew. Majestät eine Prise aus meiner Dose, da bei Ew. Majestät der Tabak ausgegangen war," antwortete der Korporal in der gewohnten trockenen Weise, während ein Zug freudigen Stolzes über diese Auszeichnung, mit seinem Könige sprechen zu dürfen, sein hageres Gesicht überflog.

„Richtig, ja — ich erinnere mich. Er hat da brav gefochten. Aber den Tabak habe ich ihm damals nicht bezahlt und bin noch sein Schuldner.

Meld' er sich nach der Parade bei meinem Adjutanten und laß er sich zwei blanke Goldfüchse dafür auszahlen," lächelte der König, sich jetzt vollkommen auf die erste Begegnung mit dem Darenberger besinnend.

„Mich ganz gehorsamst bei Ew. Majestät zu bedanken. Werd' mir die blanken Dingerchen schon abholen, und sie auf Ew. Majestät allergnädigste Gesundheit versaufen. Wollte nur, ich könnte allen meinen Tabak immer so gut verkaufen," schmunzelte der Korporal Darenberger, indem er sein breites Maul zu einem freundlichen Grinsen verzog.

Einige Schritte weiter stand der Lieutenant von Wustrow, und auch hier hielt der König wieder sein Roß an, denselben streng mit einem langen, prüfenden Blick ansehend.

„Freut mich, ihn wieder zu sehen. Habe nur Gutes von ihm gehört, und soll er seinen Degen jetzt eben so schnell gebrauchen können, wie früher seine Zunge. Fahr' er nur so fort und laß er das verdammte Raisonniren, und das Kapitainspatent wird auch nicht lange mehr ausbleiben — Adieu!" Diese Worte richtete der König an seinen

ehemaligen Pagen und zeigte dadurch, daß er wieder anfange, demselben seine Gnade zuzuwenden. Auch der junge Graf Dohna erhielt ein gnädiges Kopfnicken, und die freundlichen Worte: „Freut mich, ihn gesund wieder zu sehen, mein lieber Graf Dohna!" und ebenso sagte der heute besonders gnädige König, als er die Kompagnie verließ, zu dem Hauptmann von Schlagemann: „Bin mit seiner Kompagnie zufrieden gewesen. Fahr' er nur so fort und laß er sich nicht wieder von seiner Hexe von Weib unter den Pantoffel kriegen. Hab früher nicht viel Gutes von ihm gehört; wird jetzt aber wohl besser werden."

Wohl zwei Stunden gebrauchte der Alles genau besichtigende König, bis er die Reihen der Infanterie inspicirt hatte und zu der im zweiten Treffen haltenden Reiterei kam. Die beiden Escadrons des von Natzmer'schen Husaren-Regiments waren die ersten, welche die Reihe traf, von dem Könige gemustert zu werden. Von den Strapazen des letzten Feldzuges wieder hergestellt, und durchweg mit neuen Montirungen versehen, boten die Escadrons, die hier hielten, einen trefflichen Anblick dar. Die weißen Pelze, die zierlich über der Achsel hingen,

die hellblauen Dollmann's, die engen weißen Lederhosen und glänzend schwarzen ungarischen Halbstiefeln, dazu die schwarzen Pelzmützen mit den herunterhängenden hellblauen Colpack's, alles dies schimmerte so recht hell im Glanze der Morgensonne. Dazu die wieder gut ausgefutterten Pferde mit dem blanken Zaum und Sattelzeug, und die stattlichen Reiter, die jetzt, wo sie das Glück hatten, von ihrem Könige und Herrn gemustert zu werden, so recht stolz und freudig in den Sätteln saßen. Wie kriegsmuthig schauten dabei die Husaren, unter denen sich viele altgediente Leute befanden, drein. Man sah es ihren kühnen Gesichtern mit den meist sehr lang darniederhängenden Schnurbärten an, daß sie lebhaft wünschten, so bald wie möglich wieder in den Kampf ziehen zu dürfen, und die Ueberlegenheit der Feinde, ihren Eifer eher vermehrt, wie geschwächt habe.

Sichtlich schienen dem König Friedrich auch diese trefflichen beiden Husaren-Escadron's zu gefallen, und sein Gesicht, was bei der Musterung der letzten Infanterie-Bataillone, die nicht in einem sonderlich befriedigenden Zustande befunden waren, einen überaus strengen Ausdruck angenommen hatte, erheiterte

sich zusehends wieder, nachdem er nur einige Schritte längs denselben fortgeritten war.

„Ein schönes Regiment hat er, mein lieber Oberst von Natzmer, und geschlagen hat es sich zuletzt wieder recht brav und wird dies auch jetzt auf's Neue thun," wandte sich der König mit huldvollem Lächeln an den greisen Obersten von Natzmer, der ihm zur linken Seite etwas zurückritt so lange die Musterung seines Regiments währte, um sogleich eine etwa gewünschte Auskunft ertheilen zu können.

„Ew. Majestät Gnade macht mich und mein braves Regiment stolz. Bis auf den letzten Blutstropfen werden wir Alle mit Freuden für unseren gnädigen König fechten," antwortete der über dieses Lob aus dem Munde des Königs hocherfreute alte, würdige Oberst, und der Ausdruck seiner Augen zeigte hinlänglich, daß diese Worte auch aus dem Innersten seiner Seele kamen.

„Ja wohl, Ew. Majestät, auf uns Natzmerschen können Sie sich schon verlassen, bis auf den letzten Mann hauen wir Husaren drauf los, wenn nur erst der Befehl kommt, daß es endlich wieder vorwärts gehen soll!" rief, von Begeisterung hingerissen, aus freiem Antriebe jetzt ein schon weiß-

bärtiger, langgedienter Husar, der, in der Nähe haltend, des Obersten Versicherung mit angehört hatte. Und wie ein lautes Echo tönte es jetzt wieder in den Gliedern der Husaren:

„Ja wohl — ja wohl! bis auf den letzten Blutstropfen wollen wir fechten für unseren König. Führen Ew. Majestät uns nur bald gegen den Feind!" und in kriegerischer Begeisterung schwangen die Reiter ihre Säbel hoch über den Köpfen.

Wohl war dieser laute Ausbruch der Kriegsfreudigkeit nicht nach der strengen Vorschrift, und auch der alte Husar, der zuerst den Anlaß dazu gegeben, hätte dem Reglement nach, eigentlich Strafe verdient, da er, ohne gefragt zu werden, in Reih und Glied zuerst gesprochen. Der König Friedrich wußte aber, welche Kraft darin lag, wenn seine Soldaten wirklich diesen Kriegsmuth in ihrer Brust trugen, und gnädig verzieh er auch jetzt wieder den lauten Ausbruch derselben.

„Seid nur ruhig, Kinder!" sprach er mit dem unbeschreiblich gewinnenden Klange, den seine Stimme stets bei dergleichen Ausdrücken des Wohlwollens hatte. „Bald soll es wieder vorwärts gehen, und daß ihr dann schon eure Schuldigkeit thut, weiß

ich von euch.“ Zu dem alten Husaren aber sagte er noch, denselben mit seinen großen Augen so recht wohlwollend ansehend: „Er ist ein braver Husar, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat, und sollt es ihm mal schlecht ergehen, so wende er sich nur dreist an seinen ihm besonders gewogenen König.“ Die Thränen der Rührung liefen dem alten Soldaten bei diesen so gnädigen Worten seines Königs über das verwetterte, vielgefurchte Gesicht, in den weißen, langen Schnauzbart.

Langsam weiter reitend, kam der König nun auch zu der von Seydlitz'schen Escadron, vor deren Front der Chef derselben, auf seinem schönen Rosse so ruhig und fest wie eine vollendete Reiterstatue hielt.

„Ah, mon chère Seydlitz! freut mich, ihn wieder zu sehen!“ rief der König, dessen frohe Stimmung immermehr zunahm, je länger er an dem von Natzmer'schen Regiment entlang ritt, und dessen durchweg guten Zustand von Pferden wie Menschen immer mehr erkannte, diesem seinen Lieblinge schon aus der Entfernung von einigen Schritten zu. „Hat sich auch in letzter Zeit wieder recht hervorgethan. War auch nicht der dümmste Streich von mir, daß

ich ihn damals nach dem Sprunge von der Brücke in Berlin, sogleich vom Kornet zum Rittmeister avanciren ließ. — Fahr' er nur so fort, und das weitere Avancement wird auch nicht ausbleiben."

Bei dem Junker Schmidt hielt der König wieder seinen Schimmel an, da dessen Junker-Abzeichen auf dem Dollmann seine Aufmerksamkeit fesselte.

„Wie heißt er? — Ist er von Familie?" frug er denselben, dabei wohlgefällig den blühenden und kräftigen Jüngling ansehend, dessen Gesicht vor Freude, daß er jetzt das Glück hatte, von seinem so hochverehrten Könige angeredet zu werden, fast hochroth erglühte.

„Schmidt heiß ich, Ew. Majestät. — Mein Vater ist Unterförster in der Gegend von Cüstrin," gab er in bescheidenem, aber doch nicht ängstlich blödem Tone, wie solcher sich auch für einen Soldaten niemals geziemt, zur Antwort.

„So — wie lange dient er schon? wer hat ihn zum Junker gemacht, da er nicht von Adel ist?" frug der König jetzt wieder.

„Verzeihen, Ew. Majestät, auf meine ganz besonderen Bitten ist dies vom Obersten von Natzmer geschehen, da der Schmidt die Uebersetzung in mein

Regiment, die ich ihm anbot, ausschlug," nahm nun der General von Zieten das Wort, der, dicht hinter dem Könige reitend, diese Frage mit angehört hatte, und erzählte darauf, in wenigen Worten zusammengedrängt, wie und wo der Junker sich so ausgezeichnet habe, daß er diese außergewöhnliche Beförderung für denselben dringend erbeten.

Mit großer Aufmerksamkeit hörte der König diesen Rapport seines so hoch verdienten Generals von Zieten an, und immer freundlicher wurden die Blicke, mit denen er im Verlauf desselben den Junker Schmidt ansah.

„Wenn mein General von Zieten ihn so lobt, so muß er schon seine Verdienste haben, und in diesem Falle kann ich es nur billigen, daß man ihn zum Junker machte, wenn er auch nicht von Adel ist. Ganz besondere Tüchtigkeit wird in meinem Heere immer mehr, als bloße Geburt gelten, dies merke er sich, Junker Schmidt, und richte er sich danach. Ich werde dann immer sein ihm besonders gnädiger König sein, und das Avancement wird auch nicht ausbleiben." Nach diesen freundlichen Worten nickte der König dem hochbeglückten Junker noch einmal mit dem Kopfe zu, und ritt

dann längs der Front der Husaren=Escadron's fort. Auch dem „dicken Rittmeister" sagte der König noch einige freundliche Worte, ebenso auch dem alten Wachtmeister Murjahn, der ihm noch aus dem ersten schlesischen Kriege her persönlich bekannt war.

Beim Schluß seiner Besichtigung der Husaren=Escadron's, wandte sich der gütige Monarch nochmals an den Obersten von Natzmer und sagte:

„Sein Regiment ist in sehr gutem Zustande, ich muß es loben, und dies kann er den Leuten nur beim Parole=Ausgeben bekannt machen. Zugleich soll jeder Husar und Unterofficier eine Tageslöhnung extra ausbezahlt bekommen. Adieu à revoir, mein lieber von Natzmer." Mit diesen gnädigen Abschiedsworten wandte sich der gütige Monarch zu dem in der Nähe haltenden Husaren=Regiment Ruesch, um auch dieses einer genauen Musterung zu unterwerfen.

Welcher Jubel herrschte aber an dem Abend dieses Musterungstages in den beiden Dörfern, in denen diese Escadron's des von Natzmer'schen Regiments einquartirt lagen. Die Officiere, hoch erfreut wegen der besonders gnädigen Aeußerungen, die der König über den befundenen Zustand des

Regiments gethan hatte, beschlossen, eine kleine Summe zusammen zu schießen und ihrer Mannschaft ein Fest zu geben. Bier und Branntwein war so viel gekauft worden, daß jeder Husar sein genügendes Theil davon bekam, ohne daß er sich jedoch betrinken durfte, und an feinem Weißbrod, Schlackenwurst, geräuchertem Schinken, sauer eingekochtem Aal und anderen dergleichen Leckerbissen, wie ein Soldatenmagen sie gern hat, war auch kein Mangel. Eine geräumige Scheunendiele war in jedem Dorfe als Ballsaal bestimmt und von den Husaren zu diesem Zwecke nach besten Kräften aufgeputzt worden. Mit grünen Birkenbüschen hatten diese die Wände bekleidet, so daß der ganze Dielenraum fast einer großen Laube glich und einen wirklich freundlichen Anblick gewährte. Einzelne Lampen waren zwischen diesen Birkenbüschen angebracht, und kunstverständige Husaren hatten dieselben mit einem Schirm von rothem, in Oel getränktem Papier umgeben, damit ihr dadurch rosig gefärbtes Licht sehr hübsch aus dem hellen Grün der Büsche hervorschimmerte. An der einen Seite der Scheunendiele hatte man, so weit es die kurze Zeit und die vorhandenen geringen Mittel erlaubten, eine Art von Transparent

anzubringen versucht. Aus ölgetränktem Papier war des Königs Namenzug ausgeschnitten und dann auf eine Scheibe geklebt worden, so daß er, nachdem die Lichter dahintergestellt, allen Besuchern des Ballsaales sogleich hell entgegenschimmerte. Säbel, Pistolen und Karabiner waren in hübschen Gruppen unter diesem königlichen Namenszuge aufgestellt, demselben gleichsam als Stütze dienend, und die schönsten grünen Birkenstämme, die man hatte finden können, umgaben als Rahmen dies ansprechende Bild.

In den Dörfern an der schlesisch-böhmischen Grenze, sind für Geld und gute Worte stets der Musik sehr kundige Bewohner in Menge zu finden, um ein genügendes Orchester für den Tanz aus ihnen zu bilden, und so hatten die tanzenden Husaren denn jetzt auch eine Musik, wie man solche bei ähnlichen Gelegenheiten in mancher Stadt nicht so trefflich erhalten wird. Auch an Tänzerinnen war kein Mangel, denn was an hübschen und tanzlustigen Mädchen in allen Dörfern eine Stunde weit im Umkreise, nur irgendwie aufzufinden war, das versäumte es jetzt gewiß nicht, sich hier einzustellen. Die Husaren hatten schon seit mehreren Wochen

hier in dieser Gegend im Quartier gelegen, und so hatten die hübschen, gewandten Burschen unter denselben, schon hinreichende Gelegenheit gehabt, manche Eroberungen bei der weiblichen Bevölkerung aller dieser Ortschaften zu machen. Im Kriege da pflegt so etwas besonders schnell zu gehen, und wenn eine Husaren-Escadron nur erst acht Tage in einer Ortschaft einquartirt gewesen ist, wird es sicherlich nicht an mannigfachen Liebeleien fehlen. Hübsche, schlanke Mädchen mit feurigen Augen, denen das leichte Blut gar beweglich durch die Adern rollt, gab es aber auch damals schon wie jetzt noch in Menge in den schlesischen Dörfern, und so war denn auch bei diesen Tanzfesten wirklich eine Auswahl von Dorfschönheiten versammelt.

Mit welcher Lust, welcher kräftigen Behendigkeit ward von Allen jetzt getanzt. Ganz anders, wie so oft in den prunkvollen Ballsälen fürstlicher Schlösser, wo das steife Menuet damals so recht an der Mode war, ging es hier zu. In einer Husaren-Escadron dienen stets eine Menge hübscher, munterer Burschen, die Kraft und Behendigkeit in den Beinen haben, und dieselben im Tanze so zu gebrauchen wissen, daß jede Tänzerin gar gerne sich von ihnen herum-

wirbeln läßt. Die breiten Sporen klirrten dabei oft laut zusammen, wenn die Husaren vor Lust mit den Absätzen aneinander schlugen, und die eng anliegenden weißen Lederhosen, wie auch die knappen, himmelblauen Dollmann's, ließen so recht die geschmeidige Kraft aller Glieder sichtbar werden. Da pochte wohl manches Mädchenherz in stürmischer Lust an das enge Mieder, die Augen blitzten gar verführerisch, die Wangen waren nicht allein von der Hitze des Tanzes geröthet, und die geöffneten frischrothen Lippen nahmen verlangend den schnellen, aber nichts desto weniger doch gar süßen Kuß, den mancher Husar seiner Tänzerin zu geben suchte, entgegen.

Mitten in diesem allgemeinen Jubel, der hie und da wohl etwas in das gar zu Stürmische überzugehen anfing, erschien plötzlich der Major von Seydlitz mit noch einigen Officieren im Tanzsaale seiner Escadron. Ein allgemeines Hurrah der Husaren, in den das Orchester mit volltönendem Tusch einfiel, empfing den Eintretenden und zeigte ihm deutlich, wie sehr er sich der wahren Liebe seiner Untergebenen zu erfreuen habe.

„So ist es recht, Husaren, nur lustig im Tanze wieder fortgefahren. Laßt euch durch mich dabei

nicht stören!“ rief der Major in seiner gutmüthig-freundlichen Weise, die ihm außer Dienst so sehr eigen war, den Soldaten zu, und bald fing auch der Tanz in der früheren Ungebundenheit und Fröhlichkeit wieder von Neuem an.

Einem Tanzvergnügen, und fand dasselbe auch nur zwischen Husaren und Dorfmädchen statt, lange ruhig zusehen zu können, ohne selbst auf das Lebendigste mit daran Antheil zu nehmen, lag nicht in des Majors von Seydlitz Charakter. Mit geübtem Kennerblick musterte er die Schaar der Mädchen, und in des Dorfschmied's Töchterlein hatte er bald eine Tänzerin entdeckt, die ihm in hohem Grade gefiel. Eine frische, schlanke Blondine war es, mit einem Gesichtchen, als wie aus Milch und Rosenblättern gefärbt, goldblondem Haar und einem Paar lichtblauen Augen, aus denen nicht allein Lebendigkeit, sondern auch eine geistige Energie hervorblitzte. Die hübsche Liesbeth ward sogleich von dem Major von Seydlitz zum Tanze aufgefordert, und aus Freude und Stolz darüber erröthend, sonst aber ohne die mindeste bäuerliche Verlegenheit, oder gar alberne Ziererei, nahm dieselbe die Aufforderung ohne Weiteres an. Es war in der That ein hübsches Paar,

was hier in dem raschen Walzer, wie er in diesen Gegenden getanzt wurde, herumwirbelte. Wie in allen körperlichen Uebungen, war auch im Tanze der Herr von Seydlitz ein wahrer Meister, und es machte ihm Spaß, seine Geschicklichkeit hierin jetzt so recht vor seinen Husaren zu zeigen, und unbedingt als der beste Tänzer unter ihnen Allen zu gelten. Seine Tänzerin aber war der Ehre, von einem solchen Manne im Tanze geführt zu werden, vollkommen würdig. Sie tanzte mit einer Leichtigkeit und einer Anmuth, wie solche in dem ersten Ballsaale einer Residenz nicht besser gefunden werden könnte, und ihr schlanker und dabei doch so elastischer und wohlgeformter Körper, entfaltete bei jeder Bewegung fast neue Reize. Dazu das kurze, enge Röckchen von dunkelblauer Leinewand, die knappe, so recht scharf die Taille umfassende, ebenfalls dunkle Jacke, und die schneeweißen, selbst gestrickten Strümpfe, welche die Wohlgeformtheit des Beines recht vortheilhaft hervortreten ließen. Das Mädchen sah wirklich reizend aus, und es war daher nicht zu verwundern, daß selbst in den Pausen des Tanzes der Major von Seydlitz ihr nicht von der Seite wich, und sich an ihrem munteren und dabei oft

ganz witzigen Geplauder ergötzte. Daß diese Auszeichnung, die der allgemein so gefeierte Mann der Tochter eines gewöhnlichen Dorfschmiedes jetzt angedeihen ließ, der weiblichen Eitelkeit derselben nicht wenig schmeichelte und mit dazu beitrug, ihr Herz in rascher Liebe für den schönen, jungen Officier entbrennen zu machen, war natürlich. Wie viele Eroberungen der gefeiertsten Damen, selbst bis in die höchsten Kreise hinauf, hatte der Major von Seydlitz früher schon im Laufe einer einzigen Ballnacht gemacht, und so mußte ihm dies jetzt hier auch bei dem einfachen Dorfmädchen gelingen.

Ein glücklicher Umstand rettete die schöne Liesbeth vielleicht vor späterer Reue, wenn er freilich an dem Abende sowohl ihr, wie auch dem Major von Seydlitz selbst, ungemein unerwünscht kam.

Die mitternächtliche Stunde hatte von dem Kirchthurm des Dorfes schon längst geschlagen, ohne daß jedoch das frohe Fest dadurch ein Ende genommen hätte. Immer wilder tobte der Tanz, immer feuriger glänzten die Augen der tanzenden Paare, und ungezwungener wurde das Gekose, was die einzelnen Liebenden mit einander trieben. Manche derselben hatten schon das verschwiegene Dunkel zum

Austausch ihrer Gefühle gesucht, und auch der Major von Seydlitz, der bis dahin unermüdet mit seiner schönen Liesbeth getanzt, hatte diese beredet, an seinem Arm in den duftigen, grünen Laubgängen des nahen Gartens Abkühlung zu suchen, wenn der jetzt angefangene Walzer beendet wäre. Ein Hufschlag eines eilig galoppirenden Pferdes erscholl jetzt durch die Nacht und näherte sich dem Dorfe, wenn freilich die in der Scheune Tanzenden denselben überhörten. Neugierig nach dem so späten und eiligen Reiter zu schauen, gingen einzelne Husaren, die sich gerade draußen im Freien herumtrieben, solchem entgegen.

Ein königlicher Feldjäger war es, der in raschem Ritte aus dem Hauptquartiere kommend, nach dem Major von Seydlitz forschte, da er diesem einen wichtigen Befehl zu überbringen habe. Von den Husaren sogleich in die Scheune zum Major, der so eben, seine hübsche Schmiedtochter am Arm, in den Garten gehen wollte, geführt, übergab der Feldjäger diesem einen versiegelten Brief aus der Adjutantur des Königs. In eiliger Hast riß der Empfänger das Siegel ab und las die vom General von Winterfeld unterzeichnete Ordre, sogleich nach

Empfang derselben aufzubrechen, und mit den Escadrons nach einem näher bezeichneten Punkte zu eilen, wo sich mehrere Truppen versammeln sollten, um die Feindseligkeiten ungesäumt wieder zu beginnen.

So wie der Major von Seydlitz diesen Befehl gelesen, war er wie durch Zauberschlag plötzlich ein völlig veränderter Mensch geworden. Sein Auge, was so eben noch mit süßem Liebesblick an dem schönen Mädchen gehangen hatte, flammte plötzlich in kriegerischer Begeisterung auf, die Stimme, eben noch so einschmeichelnd, so verlockend klingend, nahm den festen Ton des Kommandeurs an, und wenn vor wenigen Minuten noch sein ganzes Wesen Lust und Sinnlichkeit geathmet hatte, so war dasselbe jetzt ganz das eines im Dienste strengen, preußischen Officiers, der den unbedingtesten blinden Gehorsam von allen Untergebenen eben so sehr fordert, wie er ihn selbst gegen seine Vorgesetzten leistet, geworden.

„Musik stille!“ schrie der Major jetzt mit gewaltiger Stimme mitten durch das lärmende Gewühl der Tanzenden, den Musikanten zu, so daß diese auf der Stelle verstummten.

„Marsch alle eiligst in die Ställe, die Pferde gesattelt und Alles zum Abmarsch gerüstet. Ich lasse sogleich Appel blasen und in einer Viertelstunde muß ein Jeder im Sattel sitzen oder der Teufel soll ihm in's Genick fahren," rief er nun den Husaren zu, die ihre Tänzerinnen sogleich losgelassen, und sich um ihren Major versammelt hatten.

Welche Veränderung brachten diese wenigen Worte in dem eben noch so lustigen Tanzgetümmel hervor. Kaum ließen die Husaren sich Zeit, ihren Tänzerinnen, denen sie vielleicht so eben noch die treuste Liebe zugeschworen hatten, einen derben Abschiedskuß auf den runden Mund zu drücken, dann stürmten sie in wilder Hast fort in ihre Quartiere, die Mantelsäcke zu packen und die Pferde zu satteln. Was kümmerte sie jetzt das Weinen der eben noch so heiß geliebten Mädchen, war doch der Befehl zum Abmarsch gegeben, und die zärtlichen Worte, die eine oder die andere Verlassene noch an den scheidenden Geliebten richten wollte, trafen nur taube Ohren, da die Allarm-Signale der Trompeter alles Andere übertönten. Schon schmetterten diese im ganzen Dorfe, um die einzelnen zerstreuten

Husaren, die nicht in der Scheune beim Tanze gewesen waren, zum schleunigen Abmarsch zusammen zu rufen. Da schreckte wohl manches zärtliche Paar, was die Einsamkeit aufgesucht hatte, um desto vertraulicher miteinander kosen zu können, aus seinem süßem Liebestaumel empor. Auch hier riß der Husar sich sogleich aus den Armen der Geliebten und stürmte eiligst fort, so wie der erste Ton des Allarmsignales nur sein Ohr traf. Die strenge Disciplin, die König Friedrichs Heer so fest innewohnte, trat überall jetzt in ihr volles Recht.

Auch der Major von Seydlitz hatte sogleich, nachdem er den Befehl zur Allarmirung gegeben, zur Pelzmütze und Säbeltasche gegriffen, um ohne Weiteres fortzueilen, ohne sich dabei um die schöne Liesbeth, die eben noch so zärtlich an seinem Arm gehangen hatte, im Mindesten zu kümmern. Bleich stand diese im Winkel, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Diese plötzliche Verwandlung des Mannes, der so eben noch ihr mit feurigen Worten seine Liebe versichert hatte, schmerzten das arme Mädchen, das keinen Begriff von des Dienstes Strenge hatte, ungemein. Im Herauseilen traf des Majors Blick noch zuletzt das still vor sich

hinweinende Mädchen. Schnell kehrte er noch einmal zurück, umfaßte sie kräftig, drückte einen zärtlichen Abschiedskuß auf ihren hübschen Mund, und sagte wieder mit der weichen, einschmeichelnden Stimme, die ihm im Verkehr mit Frauen so sehr zu Gebote stand: „Leb wohl mein schönes Kind. Ich muß mich jetzt von dir trennen. Hoffentlich sehen wir uns noch einmal wieder. Da zum Abschiede hier nimm diesen Ring, den mir einst eine Dame, die mich doch schon wieder vergessen hat, in der Scheidestunde schenkte.“ Mit diesen Worten schob er einen hübschen Goldring, mit einigen blitzenden Steinen verziert, an den Finger des Mädchens.

„Herr Oberstwachtmeister, ihr Pferd steht schon bereit,“ rief jetzt sein Ordonnanz-Husar.

Und bevor noch Liesbeth zu Worte kommen und sich für den Ring bedanken konnte, stürzte der Major von Seydlitz schon zur Thüre hinaus, saß mit leichtem Sprung im Sattel des Streitrosses und sprengte dem Sammelplatz zu, auf dem seine Escadron sich jetzt aufzustellen begann. Kurze Zeit verging nur, da war dieselbe vollständig versammelt und zum sofortigen Marsch, wohin ihres Königs

Befehl sie auch rufen mochte, bereit. In die warme milde Juni-Nacht hinein tönte der lustige Gesang der abziehenden Reiterschaar, die mit frohem Muthe dem neuen Kampfe für ihres Kriegsherrn Ehre entgegeneilte, und noch aus weiter Ferne konnte man, immer leiser und leiser verklingend, einzelne Töne desselben vernehmen, bis derselbe dann allmälig ganz verschwand.

Nicht lange brauchten die Husaren und die übrigen in Marsch bestimmten Truppentheile zu harren, bis sich ihnen Gelegenheit bot, im blutigen Streite wieder ihren Kriegsmuth zu beweisen. Schon in den nächsten Tagen kam es unweit Schweidnitz zu einem sehr ernstlichen Zusammenstoß mit den Feinden, in dem diese nach hartnäckiger Gegenwehr entschieden zurückgeworfen wurden.

Wie immer, wenn sich ihm nur irgendwie eine Gelegenheit dazu bot, zeichnete sich der Major von Seydlitz auch in diesem Gefechte wieder durch große persönliche Tapferkeit sehr aus. Auf sächsische Dragoner mußten seine Husaren-Escadrons einhauen, und da diese ebenfalls mit nicht geringer Hartnäckigkeit fochten, so kam es zum blutigen Kampfe Mann

gegen Mann, bis die Sachsen endlich geworfen, den Rückzug antreten mußten. An der Spitze seiner einhauenden Escadrons ritt jetzt der Major. Wie glänzte sein feuriges Auge vor Kampfeslust, wie fest und stolz saß er im Sattel seines dahinstürmenden Ukrainer Rosses. Wahrlich, es war eine Lust, ihn so zu sehen.

Der preußische General du Moulin kommandirte auf diesem Flügel den Angriff, neben ihm ritt der General von Winterfeld, der Liebling des Königs. Feindliches Infanteriefeuer begrüßte zuerst die einhauenden Husaren, und Mancher derselben, der so eben noch mit so freudigem Muthe im Sattel gesessen hatte, fiel jetzt todt oder schwer verwundet unter die Hufen der wild dahinbrausenden Schwadronen. Doch solcher Verlust durfte in dem Augenblick die Attaque nicht aufhalten; des Nebenmannes, des besten Freundes Fall, die übrigen Kameraden nicht stutzend machen. Galt es doch den Tod der Gefallenen an den Feinden zu rächen und denselben zu zeigen, daß der Muth der preußischen Reiterschwadronen nicht im Mindesten dadurch geschwächt worden sei, wenn sie jetzt auch gegen eine große Uebermacht kämpfen mußten.

„Drauf, drauf, vorwärts Husaren," tönte die Stimme von Seydlitz mitten durch all' dies Gelärme und traf mit frischem Klang die Ohren der Seinen. Jetzt war man dicht vor den Reihen der feindlichen Infanterie-Bataillone, hell schimmerten die vorgehaltenen Bajonette derselben durch den dicken Pulverdampf, der auf einige Schritte schon jegliche freie Aussicht versperrte. Wohl stutzten einige der vorderen Rosse, sich auf die ihnen entgegenstarrenden Eisenspitzen zu stürzen, und in ängstlicher Scheu versuchten sie sogar hie und da umzudrehen. Vergeblich, der scharfe Sporn der eigenen Reiter, der gewaltige Nachdruck der nachfolgenden Thiere trieb sie unaufhaltsam vorwärts. Wenn auch mehrere Rosse von den Bajonetten in die Brust getroffen zu Boden stürzten, so hielt das den Ansturm der Escadrons nicht weiter auf. Jetzt fanden die scharfen Säbel der Husaren bald auch ihre blutige Arbeit. Mit gewaltigen Hieben sausten dieselben hoch oben, von den sich aufbäumenden Rossen herab, auf die Köpfe der Infanteristen, und wo ein solcher Hieb nur so recht sein Ziel gefunden hatte, da sank auch der Getroffene sogleich in seinem Blute zu Boden. Solch muthigen Ansturm vermochten die

erschütterten Infanterie-Bataillone nicht lange zu widerstehen, ihre Glieder lockerten sich bald, die Lücken, in denen die kühnen Reiter eindringen konnten, wurden weiter und in wenigen Augenblicken waren sie nun, als die Husaren nur so erst recht mitten zwischen sie dringen konnten, über den Haufen geritten oder niedergehauen.

„Recht so, Kinder, die hätten wir schon in die Pfanne gehauen. Vorwärts, nur vorwärts wieder, da stehen noch neue Feinde unseres Königs," erscholl bald mitten in all diesem Kampfgewühl des Majors von Seydlitz aufmunternde Stimme. Solche Worte des muthigen Führers fanden guten Anklang bei seinen getreuen Leuten. Die erste Linie der Sachsen war schon durchbrochen, todt oder sterbend lagen viele eben noch so stattlichen Infanteristen zu Boden und hie und da nur versuchten noch einzelne wenige Gruppen einen schwachen Widerstand. Der Kampfeseifer der preußischen Husaren, denen noch einige Schwadronen Dragoner folgten, war trotzdem noch nicht erloschen, sie suchten nach neuen Feinden und waren erfreut, als sie solche fanden. Sächsische Reiterei war es, auf welche diese zweite Attaque nunmehr losstürmte,

nachdem die erste gegen die feindliche Infanterie so vollständig gelungen war. Fast zwei Pferdeslängen den Seinen voran, sprengte auch hier wieder der Major von Seydlitz, und es schien, als könne er den Augenblick gar nicht erwarten, daß sein so schon blutiger Säbel auf's Neue Arbeit fände, so gewaltig spornte er sein schäumendes Roß. Drei sächsische Karabiniers waren die ersten feindlichen Reiter, welche zunächst gegen den preußischen Major, der ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, ansprengten. Sie glaubten leichtes Spiel zu haben, da ihrer drei gegen einen fochten und die Hülfe noch fern war. Ein Reiter und Fechter wie Seydlitz, konnte aber schon einen solchen ungleichen Kampf immerhin beginnen, und so hieb er sich denn auch unverzagt mit seinen drei Gegnern herum, ohne daß diese ihm sonderlich viel anzuhaben vermochten. Wiederholt hatte schon Einer der sächsischen Karabiniers, ein starker, tüchtiger Soldat, der seinem Gegner hart zusetzte, demselben zugerufen, er möge Pardon nehmen, oder er werde ihn zusammenhauen. Ein lautes Gelächter, begleitet von raschen Hieben, deren der Sachse sich nur mit äußerster Mühe erwehren konnte, war die einzige Antwort, die ein

Mann wie Seydlitz auf solche Auforderung geben konnte. Lange hätte derselbe übrigens diesen allzu ungleichen Kampf dennoch nicht fortsetzen können, denn die Sachsen bedrängten ihn hart, sein Roß blutete schon aus einigen leichten Wunden, und auch er selbst hatte bereits einige Streifhiebe erhalten, als ihm glücklicher Weise noch zur rechten Zeit die erwünschte Hülfe kam. Mitten in all dem Kampfgewühl und Pulverdampf, der oft auf wenige Schritte schon jede freie Aussicht versperrte, hatte der Junker Schmidt sich stets bestrebt, möglichst in der Nähe seines Majors zu verbleiben. Ein unbewußter Drang, daß er diesem, den sein tollkühner Muth nur zu oft in die allergrößte Bedrängniß brachte, doch vielleicht irgendwie noch einen Beistand würde leisten können, leitete ihn hiebei. So war er auch jetzt bei dieser neuen Attaque demselben möglichst gefolgt, und wenn auch später andere Gruppen von Kämpfenden ihn auf Augenblicke davon abdrängten, konnte er doch noch gerade zur rechten Zeit die erwünschte Hülfe bringen.

„Gut Schmidt, daß sie kommen, beschäftigen sie nur den hier, den andern beiden Kerlen will ich schon den Rest geben,“ rief der Major seinem

getreuen Junker zu, wie er diesen jetzt plötzlich ganz in seiner Nähe erblickte. Eifrig drang Schmidt nun auf den Karabinier, der gerade Seydlitz am heftigsten zugesetzt hatte, ein und ein wüthender Kampf begann jetzt zwischen diesen Beiden. Der Sachse, ein schon graubärtiger Krieger, war im höchsten Grade erbost, von einem so jung aussehenden Husaren angegriffen, und um den schon sicher gehofften Sieg wieder gebracht zu werden, so daß er seine Hiebe gegen denselben mit vermehrter Kraft führte. Die kaltblütige Tapferkeit, verbunden mit der Gewandtheit in der Führung des Säbels, die der Junker besaß, halfen ihn aber auch diesmal zum Sieg. Nach kurzem, aber desto heftigerem Kampfe, sank der sächsische Karabinier schwer verwundet aus dem Sattel, und sein sehr gutes Pferd fiel seinem Bezwinger als Beute anheim. Unterdeß hatte auch der Major von Seydlitz das Gefecht mit den übrigen beiden Feinden beendet und den Einen derselben verwundet und gefangen genommen, den Andern aber in die Flucht getrieben.

„Waren kaum der Mühe werth die Kerle, doch danke ich, Schmidt, daß sie mir zur rechten Zeit zur Hülfe kamen," sprach der Major, als er seinen

dritten Gegner eiligst davonjagen sah, indem er sich ein wenig verschnaufte, und seine von Blut triefende Klinge besah, ob dieselbe auch in dem Kampfe vielleicht schartig geworden sei. Plötzlich aber schien sein Blick mitten in all' dem wirren Getümmel rings umher einen Gegenstand in der Ferne zu finden, auf dem er haften blieb. Sein Gesicht flammte bald vor neuer Lust wieder auf und laut rufend: „Folgen Sie mir Schmidt, da giebt es einen Gefangenen zu machen, der schon der Mühe lohnt," spornte er sein Roß wieder an, und jagte mitten in das dichste Getümmel auf einige kleine Haufen sächsischer Grenadiere, die sich unterdeß wieder gesammelt hatten, los. Hinter ihm drein folgte eiligst der Junker, obgleich ihm die Absicht seines Chefs ganz unbekannt war. Durch die sächsischen Infanteristen, die nur noch schwachen Widerstand leisteten, mitten hindurch, bahnte sich mit hochgeschwungenem Säbel der Major von Seydlitz seinen Weg, bis auf einen vornehmen feindlichen Officier zu, der hoch zu Roß mitten in dem, wie einen Knäuel wirr zusammengeballten, Haufen seiner Soldaten hielt. „Ergeben sie sich, General, oder sie sind des Todes," rief er demselben zu, und hatte

zugleich mit geschickt geführtem Hiebe ihm den Zügel seines Pferdes dicht vor der Hand abgehauen. Dem auf diese Weise widerstandslos gemachten sächsischen General von Schlichting blieb weiter nichts wie die sofortige Ergebung übrig.

Des Führers Gefangennehmung lähmte den Kampfesmuth der bis dahin noch ziemlich eifrig fechtenden Sachsen immer mehr und mehr. Sie fingen an, den Rückzug eiliger anzutreten, und räumten ein Schlachtfeld, was die Preußen trotz der ihnen gegenüber stehenden großen Uebermacht so siegreich erobert hatten. Gegen 9 Uhr Morgens schon war diese in ihren Folgen so ungemein wichtige Schlacht bei Schweidnitz vollständig von den Preußen gewonnen, und die besiegten Oesterreicher und Sachsen traten eiligst ihren Rückzug nach Böhmen an.

Große Beute, besonders auch an Geschützen und Zelten hatten die Sieger gemacht, und zahlreiche Haufen von Gefangenen wurden fortwährend noch eingebracht. Ein allgemeiner Jubel herrschte in den Reihen der siegreichen Truppen, und da man von feindlichen Proviantwägen eine große Zahl erbeutet hatte, so fehlte es nicht an Speise und Trank, um die durch den Kampf ermüdeten Körper auf's Neue

zu stärken, und die Geister noch mehr zu einer fröhlichen Stimmung zu erheben. Auch sonst hatten besonders einzelne Husaren reiche Beute an kostbaren Sachen, die sie in den eroberten Bagagewägen feindlicher hoher Officiere gefunden, gemacht und gar mancher gemeine Reitersmann hielt jetzt ein Paar werthvolle goldene Uhren in seinen rauhen Händen, oder trank Tockaierwein aus silbernem Feldbecher und verzehrte dazu seinen Speck und Brod mit einem silbernen Besteck. Lange blieben freilich alle diese Sachen nicht in den Händen der leichtsinnigen Husaren, und die zahlreichen Schweidnitzer Juden, die sich sogleich, als die Schlacht erst beendet und keine Gefahr mehr für sie zu befürchten war, auf dem Kampfplatz eingefunden hatten, wußten ihnen oft die theuersten Gegenstände für einen Spottpreis abzuhandeln. Ging dies doch auch nicht anders, denn kaum ein Paar Stunden ließ der unermüdliche Major von Seydlitz Ruhe, daß Roß und Reiter sich etwas erholen konnten, dann schmetterten die Trompeten wieder zum Abmarsch, und eiligst mußten die Husaren fort, die geschlagenen Feinde zu verfolgen und ihren Rückzug zu erschweren.

Zweites Kapitel.

In der blutigen Schlacht bei Sorr hatte des Königs Friedrich Feldherrntalent, unterstützt von dem Heldenmuthe seiner Truppen, die Feinde abermals auf's Haupt geschlagen und auch sonst der ganze Feldzug von 1745 einen für die Preußen günstigen Verlauf genommen. Bis tief in den Winter hinein zog sich der Krieg, und mochte der Schnee auch noch so hoch in den Thälern liegen, und harter Frost die Seen und Flüsse in festes Eis verwandelt haben, die Soldaten mußten allen diesen Rauheiten der Witterung trotzen, und stets zu neuen Feindseligkeiten vollständig gerüstet sein.

So stand denn auch die uns bekannte von Schlagemann'sche Grenadier-Kompagnie im Anfang des Decembers 1745 in der Gegend von Dresden hart an der Elbe immer noch im Bivouak. Aus Holzwerk, was sie den nächsten Dörfern und Wäldern entnommen, hatten die Soldaten so gut wie möglich sich Hütten zu erbauen gesucht, und dieselben mit Stroh und Buschwerk gedeckt, um so doch

einigermaßen Schutz gegen die schneidende Kälte zu finden. Große Schneeschanzen umgab dieesen Erdhütten, um den eisigen Nordostwind besser abzuhalten, während man im inneren Raum derselben den hart gefrorenen Boden mühsam genug einige Fuß tief aufgegraben hatte, damit mehr Platz zu gewinnen. Möglichst in das viele Stroh eingewühlt, was den Boden bedeckte, hatten sich die Soldaten, die der Dienst nicht traf, draußen auf Posten zu stehen, oder die Speisen an den Kochfeuern, die man unweit der Hütten unter einem Bretterdach anzündete, und lagen eng gedrängt an einander, sich besser gegen die Kälte zu schützen. Ihr Ansehen entsprach solch unbehaglichen Quartieren und sie glichen fast mehr einer Räuberbande, wie preußischen Soldaten, auf deren vorschriftmäßige Adjustirung selbst im Kriege, wenn es nur irgendwie die Umstände erlaubten, sonst so äußerst strenge gehalten wurde. Geflickt und gefleckt waren die Uniformen, daß man die ursprüngliche Farbe derselben kaum noch erkennen konnte und einen nur irgendwie noch erträglich aussehenden Rock hätte man in der ganzen Kompagnie schwerlich gefunden. Auch von Pudern der Haare, worauf sonst so sorgfältig gehal-

ten wurde, konnte man jetzt nichts bemerken, denn wenn die Soldaten Mehl und Fett irgendwie erhielten, so benutzten sie dies lieber, sich eine warme Suppe für ihren stets hungrigen Magen daraus zu kochen, statt ihrem Kopfhaar damit eine Verschönerung zu geben. Am komischsten und abenteuerlichsten sahen übrigens die Ueberkleider aus, welche die Grenadiere über ihre zerfetzten und beschmutzten Uniformen trugen, sobald des Dienstes Pflicht sie aus ihren Strohlagern, in denen sie sonst fast den ganzen Tag tief eingewühlt lagen, in das Freie führte. Mäntel, wie nunmehr der Fall, gab es damals aus ökonomischen Rücksichten noch nicht bei der preußischen Infanterie und so hatten jetzt bei dem Winterfeldzuge die Leute nothgedrungen zu allen möglichen Kleidungsstücken, wie solche ihnen gerade in die Hände fielen, ihre Zuflucht nehmen müssen, um sich beim Patrouilliren und Vorpostendienst gegen das Erfrieren zu schützen. Die beliebtesten Ersatzmittel dieser Mäntel waren Schafpelze, die rauhe Seite nach Innen, wie solche die Bauern in Böhmen und Sachsen zum Schutz gegen die Kälte häufig zu tragen pflegen, die man nach des Krieges Grundsatz: „Noth kennt kein

Gebot" ohne Weiteres aus den Quartieren mitgenommen hatte. Andere Soldaten, die keinen solchen Pelz hatten erwischen können, trugen erbeutete sächsische und österreichische Mäntel, unbekümmert darum, ob solche nun ursprünglich für Husaren oder Karabiniers, Panduren oder sächsische Schweizergarde bestimmt waren, wenn sie nur nicht zu viele Fetzen und Löcher zeigten und gut gegen Kälte und Schneegestöber schützten. Wer nicht so glücklich gewesen war, sich eines Pelzes oder Soldatenmantels zu versichern, der hatte auch zu einem andern Kleidungsstück, gleichviel welcher Art, wenn es nur schützte, seine Zuflucht genommen. Der Eine hatte sich einen Mantel aus alten Weiberunterröcken zusammennähen lassen, und stand damit ganz behaglich auf dem Posten, ein Zweiter trug ein schon etwas abgetragenes Rokelor, was irgend einem armen Magister in Dresden oder Bautzen zugehört haben mochte, während ein Dritter wieder einen weiten bunten Schlafrock, den er aus der Garderobe eines behäbigen Bürgermeisters mitgenommen, über seine Uniform angezogen hatte. Komisch sah auch der lange, dürre Korporal Daxenberger aus, der zuerst kein Kleidungsstück hatte finden können,

was über seine ungewöhnlich große Figur paßte. Bei dem letzten Durchmarsch durch Dresden war es ihm aber endlich geglückt, eine warme Hülle zu erwischen, die er für tauglich fand. Es war der gelbtuchene, mit blauen und silbernen Borten reich verbrämte Mantel eines churfürstlichen Portiers, den der Korporal jetzt wie einen weit wallenden Talar über seine gewöhnliche, schon hart mitgenommene Grenadier-Uniform angezogen hatte. Sein streng dienstesmäßiger Sinn sträubte sich zwar anfänglich ungemein gegen eine solche Bekleidung, die so wenig dem Reglement entsprach, allein die Kälte war zu groß, das Beispiel der übrigen Kammeraden zu verlockend, und so nahm er dieselbe denn endlich an, und befand sich bald in dem weiten, warmen, und recht dick mit Fries gefütterten Mantel, ganz behaglich. Das lange, hagere Gesicht des guten Korporals, dazu die hohe Grenadiermütze mit dem gelben Messingschilde vor, und nun noch der ganze Leib vom Hals bis auf die Füße in den schwefelgelben weiten Mantel gehüllt, bildeten aber eine solche äußerst komische Figur, daß selbst der ernsthafte Graf Dohna darüber lachen mußte, als er dieselbe zum ersten Male erblickte.

„Sag' er, Korporal, wie sieht er denn aus? Hat wohl jemals ein Grenadier-Korporal Sr. Majestät des Königs von Preußen in einem solchen Anzuge gesteckt?“ sagte dieser zu demselben zwischen Lachlust und doch auch wieder Aerger, einen Unterofficier so dienstwidrig gekleidet sehen zu müssen, schwankend.

„Es thut's halt nicht anders. Der Winter ist zu kalt, und die Montirung, die uns unser allergnädigster König giebt, zu gering. Man muß schon zusehen, wo man etwas Warmes in und auf den Leib kriegt, sonst erfriert man gottsjämmerlich,“ antwortete der Korporal.

„Ja, Herr Lieutenant, aussehen thun wir freilich verteufelt schlecht, und der lange Daxenberger da schaut auch eher einem Hanswurst, wie einem preußischen Grenadier-Korporal gleich. Das Alles ist aber man nur so äußerlich, und wird auch schon wieder aufhören, wenn die Witterung nur erst wieder wärmer wird, und wir zu Neujahr unsere neuen Montirungen gefaßt haben. Unser Herz aber, das hat noch immer die alte preußisch-blaue Farbe, und wenn unsers Königs Majestät es nur befiehlt, so schlagen wir wieder zu jeder Stunde herzhaft darauf

los, das können sie glauben," nahm ein anderer Korporal, der sich bei jeder Gelegenheit, im Kriege wie Frieden, bisher ungemein ausgezeichnet hatte, das Wort, und eine gleiche Betheuerung riefen mehrere Soldaten, die zufällig in der Nähe gestanden und dies Gespräch mit angehört hatten, aus.

Ein stolzes, freudiges Lächeln überflog bei solchen Worten der Mannschaft das männlich schöne Gesicht des jungen Grafen; erhoben fühlte er sich, diese Leute unter seinem Befehle zu haben, und der Schwur, stets sich selbst auch dieser hohen Ehre würdig zu zeigen, und keine Stunde seines Lebens zu vergessen, daß er ein preußischer Officier sei, entstieg auf's Neue seinem Herzen.

Wahrheit, volle Wahrheit, und nicht bloß leere Prahlerei war es aber, was der alte Korporal so eben gesagt hatte. Sahen sie auch äußerlich noch so abgerissen und buntartig gekleidet aus, lagen sie auch ganze Tage, wenn der Dienst sie nicht auf die Beine brachte, in ihren Erdhütten gleich den Maulwürfen tief in Stroh und Heu eingewühlt, und schliefen sie auch fort und fort, um so den Hunger, den die spärliche Nahrung ihnen nur zu oft brachte, möglichst zu vergessen; der alte, frische Soldaten-

muth war dennoch nicht in der großen Mehrzahl dieser Grenadiere erloschen. Ihren Anzug mußten sie freilich vernachläßigen, aber ihre Waffen waren stets blank geputzt und in tüchtigem Zustande; buntscheckig war ihr Aussehen, aber fest und einheitlich ihre Disciplin; schläfrig waren sie in ihren Hütten, aber wachsam und diensteifrig auf den Vorposten und Patrouillen. Mochten Wind und Wetter auch noch so schlecht dann sein, es schadete dies nichts, der Dienst durfte dennoch nicht im Mindesten darunter leiden, dafür sorgte schon der Eifer der Officiere und die Willfährigkeit der gut gezogenen Mannschaft.

Unter einem Führer stand aber auch das preußische Corps, zu dem jetzt diese Kompagnie gehörte, der wußte schon dafür zu sorgen, daß die Disciplin nicht untergraben wurde, mochte alles Uebrige werden, wie es wollte.

Der berühmte Fürst von Dessau befehligte dasselbe, und wo der war, mußte schon Zucht und Ordnung im Dienste sein, und die strenge Disciplin, die Seele jedes Heeres, auf das Genaueste innegehalten werden. Unermüdlich wachte er Tag und Nacht dar-

auf, und keine Beschwerde war ihm zu groß, keine Witterung zu schlecht, wenn es galt, sich davon zu überzeugen, ob der Dienst in seinem Corps auf das Pünktlichste gehandhabt werde. Schon das schlechte, unreglementsmäßige Aussehen der Soldaten war ihm, dessen Auge sonst auch den geringsten Fehler im Anzuge nicht übersah, ein Gräuel, und er fluchte und brummte bei jeder Gelegenheit nicht wenig darüber, sah aber selbst ein, daß dies die Umstände so mit sich brachten, und ließ es daher Allen ungestraft hingehen. Wehe aber den Schuldigen, die sonst irdend etwas versahen, was nicht hätte sein sollen, Arrest war den Officieren, Kurzschließen den Unterofficieren und eine gehörige Zahl von Stockstreichen den Gemeinen dafür gewiß.

In einer äußerst kalten, stürmischen Decembernacht, wo der Wind den dick gefallenen Schnee zu hohen Schanzen aufthürmte, kein Stern von dem mit düstern Wolken verhüllten Himmel schien; kurz, das Wetter überhaupt so war, daß man keinen Hund hinausjagen mochte, wie es wohl im gewöhnlichen Leben heißt, hatte der alte Dessauer sich wieder vorgenommen, die äußerste Linie seiner gegen den Feind aufgestellten Truppen zu inspiciren.

Mit Mühe nur konnte die vorausreitende Husaren-Escorte sich einen Weg durch den tiefen Schnee, der bisweilen in den Hohlwegen zusammengeweht lag, bahnen, und die Reiter mußten öfters absitzen und ihre Rosse am Zügel wieder herausziehen, wenn diese zu weit eingesunken waren. Auch der starke Mecklenburger, den der Fürst ritt, arbeitete sich nur keuchend und schnaubend durch, und Sporen und Zügelruck mußten häufig mithelfen, das Thier vor dem Hinstürzen zu bewahren. Wiederholt mußte auch angehalten werden, und die zwei Husaren, die an der Spitze waren, den Jägerburschen, der als Führer mitritt, zwischen sich, mit den mitgenommenen Laternen den Weg wieder aufsuchen helfen, weil das Unwetter so schlecht war, daß selbst der Führer sich kaum mehr auskannte.

All dies Ungemach bekümmerte aber den alten Fürsten von Dessau nicht im Mindesten, und das Unwetter schien seinen abgehärteten Körper kaum zu berühren, so fest saß er im Sattel. Nur wenn der Zug zu lange sich aufhalten mußte, oder gar der mit den Husaren voraufreitende Bote den Weg nicht gleich finden konnte, äußerte sich seine Ungeduld in einigen sehr kräftigen Flüchen und Vorwürfen über

Ungeschicklichkeit und Tölpelhaftigkeit, die mit so lauter Stimme ausgerufen wurden, daß sie gewiß zu den Ohren der Betreffenden drangen. Auch der Husaren-Officier, der die Escorte kommandirte, bekam hin und wieder sein Theil, denn der alte Fürst von Dessau war gerade kein sonderlicher Freund der Husaren, deren mitunter etwas ungebundenes Wesen ihm nicht recht zusagte. Schlimmer aber hatte es ein Ordonnanz-Officier des Fürsten, ein noch junger, vornehm aussehender Mann, dem der wilde, nächtliche Ritt wohl nicht sonderlich gefallen mochte, und der seinen Mißmuth darüber etwas unvorsichtig gegen einen anderen, neben ihm reitenden Officier des Gefolges geäußert hatte. Der Zufall wollte, daß der ungemein scharf hörende Fürst, der eben sein Roß etwas zurückhielt, diese Worte hörte, und donnernd entlud sich nun das ganze Ungewitter seines Zorns gegen den Unvorsichtigen.

„Also, es ist ihm nicht recht, daß wir uns hier in der Nacht den Hals brechen wollen, wie er meint," fuhr der Fürst auf, sich nach dem verblüfften Ordonnanz-Officier im Sattel umdrehend. „Ihn hat auch nur der Schabernack zu mir gebracht, und so einen jungen Fant wie er scheint, kann ich nicht

bei mir gebrauchen. Scheer' er sich wieder zu seiner Mutter heim und laß er sich von der in's Bett legen und mit der Wärmpfanne den A... wärmen, statt daß er hier unnütz auf dem Gaul herumzottelt und ein so miserables Gesicht macht, wie eine alte Jungfer, die das Leibschneiden hat. Kreuzhimmeldonnerwetter Schwerenoth, solch Gejaule noch von einem Officier mit anhören zu müssen!" fluchte er dann noch weiter, bis sein jäh aufsteigender Zorn sich allmählich wieder legte und, wie bei einem abziehenden Gewitter die verhallenden Donnerschläge, nur noch einige schwächere und leiser ausgerufene Fluchworte nachfolgten.

Gar beschämt hörte der Betreffende diesen derben, aber vielleicht nicht ganz unverdienten Verweiß mit an, und nahm sich vor, für die Zukunft vorsichtiger mit derartigen Klagen zu sein, oder besser noch, sie gänzlich zu unterlassen. Mit dem alten Fürsten von Dessau war schlecht zu spaßen, das wußte Jeder seiner Officiere wie Soldaten', und hüteten sich daher wohl, irgendwie mit demselben in unangenehme Berührungen zu kommen.

Nach manchen Mühseligkeiten war der Zug auch gegen 2 Uhr in der Nacht an dem Platze, wo die

von Schlagemann'sche Kompagnie im Bivouak lag, angekommen. Trotz Kälte und Schneesturm, waren alle aufgestellten Posten sehr diensteifrig und wachsam, und paßten so trefflich auf, daß auch der Fürst in der gehörigen Entfernung angerufen wurde. Der Lieutenant von Wustrow hatte in dieser Nacht den Kompagniedienst, und so vorlaut derselbe auch oft mit seiner Zunge, und nachläßig in manchen Kleinigkeiten des Garnisonsdienstes war, so versäumte er doch im Felde gewiß nicht die Geringste seiner Pflichten.

Die Ordnung und Strenge, womit ihm trotz des abscheulichen Wetters die Parole und das Feldgeschrei abgefordert war, hatte dem streng militairischen Sinne des Fürsten von Dessau sehr wohl gefallen, und in ungewöhnlich guter Laune kam er daher bei der aufgestellten Feldwache, die der genannte Officier kommandirte, an. Um ein nur dürftig brennendes Feuer, was der dick fallende Schnee alle Augenblicke zu verlöschen drohte, hatte die Mannschaft sich gelagert gehabt, und was jeder Grenadier nur irgendwie an warmen Kleidungsstücken aufzutreiben vermochte, das trug er gewiß auf dem Leibe um sich so einigermaßen gegen die strenge Kälte zu

schützen. Auch der Lieutenant von Wustrow selbst, war ziemlich unvorschriftsmäßig bekleidet; denn lange Wasserstiefeln reichten ihm bis weit über die Knie, und ein dicker, plump gearbeiteter Schaafpelz, über den die nur noch sehr defekt aussehende Feldbinde gebunden war, bedeckte den Oberkörper.

„Donnerwetter — wie sieht er zum Schwerenoth denn aus?" brummte der Fürst von Dessau, als er beim Scheine des Bivouakfeuers die schnell in Reih und Glied getretene Feldwache inspicirt, und die Meldung des dieselbe kommandirenden Officiers, entgegengenommen hatte. „Na, Parade kann man nicht mit euch machen, das ist mal gewiß; aber sonst scheint der Dienst gut versehen zu werden. Lieutenant von Wustrow, laß er schnell Allarm schlagen, wollen mal sehen, ob die Kerle da hinten aus ihren Hütten so geschwind, wie es sich gehört, herauskommen," befahl er nun weiter dem Officier, und der Ton seiner Worte klang dabei so freundlich, wie dies bei dem alten Brummbart überhaupt nur möglich war.

Laut rasselte der Tambour der Feldwache, die ungefähr an 250 Schritte von den Bivouakhütten entfernt lag, jetzt das Allarmsignal. Kaum waren

die letzten Töne desselben verklungen, da kam schon Lärm und Bewegung in die eben noch so schweigsam daliegende Hüttenreihe. Wie aus einem Bienenstock, der im Schwärmen begriffen ist, so stürzten die Soldaten in eiliger Hast aus dem engen Raum ihrer Hütten. Die Nachricht, der alte Fürst Leopold von Dessau sei selbst gegenwärtig, und habe diese Allarmirung befohlen, hatte sich schnell in der ganzen Kompagnie verbreitet. Wenn dies möglich gewesen wäre, trieb diese Kunde die Grenadiere noch mehr an, denn keine geringe Furcht hegten Officiere wie Soldaten vor dem Zorn des alten Dessauer. Wie sie gerade in ihrem Stroh gelegen, so sprangen die Leute in die Höhe, und warfen nur in Eile die Patrontaschen über ihre Mäntel, in denen sie der Kälte wegen geschlafen hatten, stülpten die Grenadiermützen auf, griffen zu den Gewehren, und dann fort über Hals und Kopf in's Freie an den Aufstellungsplatz, wo der Fürst mit seinem Gefolge bereits hielt. Theils um sich zu erwärmen, mehr aber noch, um beim hellen Flammenschein desselben die Kompagnie besser inspiciren zu können, hatte derselbe hier ein allmächtiges Feuer, in dessen Glut ganze Bäume geworfen wurden, anzünden lassen.

Zwar rief der bei solchen Gelegenheiten stets ungeduldige Fürst wiederholt sein „Schwerenoth, schneller, schneller“ aus und trieb dadurch die Leute zu einer, wo möglich noch immer größeren Eile an, doch konnte man seinem Gesichte schon anmerken, daß er mit der großen Schnelligkeit und Ordnung mit der diese Aufstellung geschah, ganz zufrieden war. Dieselbe ging auch in der That ungemein schnell vor sich, und nicht leicht wäre irgend eine andere Truppe der Welt, auf dem besten Paradeplatz der bequemsten Kaserne, so geschwind und ordentlich in Reih und Glied getreten, als jetzt diese in ihren Erdhütten, mitten in der Nacht bei Sturm und Schneetreiben, allarmirte preußische Grenadier-Kompagnie.

Freilich einer genauen Musterung durfte man den Anzug der einzelnen Soldaten nicht unterwerfen, denn so wie sie gerade lagen, waren sie ohne Weiteres hinausgestürmt. Einige hatten keine Strümpfe an, sondern standen trotz der Kälte, mit nackten Füßen in den Schuhen, bei anderen fehlten diese, und grobe Holzpantoffeln, mit Stricken an den Füßen festgebunden, mußten die Stelle derselben ersetzen, dazu die verschiedenartigen, schon

vorhin erwähnten Mäntel die alle trugen, die ungepuderten, wild unter den Blechmützen hervorhängenden Haare; kurz die ungeordnetste Freischaar hätte in der That nicht schlimmer aussehen können.

Schnell herausgekommen ist seine Kompagnie, das muß ich loben, Hauptmann von Schlagemann, „aber Schwerenoth ausschauen thut dieselbe, daß es ein Graus ist“ meinte der Fürst von Dessau, der unterdeß vom Pferde abgeseßen war, und langsam an der Front der Grenadiere entlang ging, dieselben genau zu mustern. Zwei Husaren, die angezündete Reisigbündel auf langen Stangen trugen, folgten ihm hiebei, damit bei dem hellsprühenden Flammenschein derselben, die Besichtigung besser geschehen konnte.

Kreuz Element, ich glaube er hat gar nicht einmal eine Hose an. Ein Grenadier-Korporal ohne Hosen, das ist doch zu arg, und dazu in einem gelben Rock, schaut den Kerl mal an, sieht der nicht wie ein altes Weib aus,“ fluchte der Fürst bei dem Korporal Daxenberger auf, dem ein Windstoß plötzlich den langen Mantel zurück geweht hatte, so daß seine dürren, unbehosten Beine nackt in ihrer vollen Magerkeit daraus hervorsahen. Das einzige

Paar enge Hosen, was der alte Korporal noch besaß, war schon in einem so defecten Zustand, daß eine gründliche Reparatur daran dringend nothwendig sich zeigte, wenn überhaupt die einzelnen Fetzen noch zusammen halten sollten. Um diese Ausbesserung nun am anderen Morgen gehörig zu beschaffen, hatte Koporal Daxenberger diese Nacht ohne Hosen, nur in seinem weiten, gelben Mantel gehüllt, geschlafen und jetzt bei dieser eiligen Allarmirung keine Zeit gehabt, in das fehlende Kleidungsstück noch zu schlüpfen. Den Korporal, so geduldig er auch sonst war, und so gern er einen Spaß annahm und erwiderte, verdroß es doch jetzt im hohen Grade, von dem Fürsten von Dessau, der noch fortwährend seine Mantelzipfel ihm auseinander hielt, hier mit einen alten Weibe verglichen, und so dem Gespötte der laut lachenden Soldaten preisgegeben zu werden.

„Lassen Ew. Durchlaucht mir meinen Mantel nur zu. Meine Beine sind im Dienst Sr. Majestät unseres Königs so mager geworden und daran ist weiter nichts zu sehen. Daß ich keine Hosen anhabe, ist nicht meine Schuld, sondern warum fassen wir so schlechtes Zeug, daß es bald wieder

zerreißt. Ein altes Weib bin ich aber trotzdem nicht, das hab ich schon oft im Dienst von Sr. Majestät gezeigt, und werd es alle Stunden wieder zeigen, sobald es gegen den Feind los geht. Die Hosen allein machen auch den Soldaten nicht aus; mancher hohe Offizier trägt seine bunten Hosen bloß, um vor Angst hinein zu sch . . . . wenn es so recht in das Feuer geht," erwiderte er im mürrischen Tone dem Fürsten, und riß dabei ziemlich unsanft seine Mantelzipfel aus dessen Hand wieder an sich.

Eine grobe Antwort war dies freilich von einem Korporal gegen den Feldmarschal Fürst von Dessau. Letzterer aber mochte schon einen derben Witz leiden, wenn sonst dabei die Subordination nicht verletzt wurde, und so schmunzelte er denn auch jetzt wieder, als der alte Daxenberger ihm so geantwortet hatte, und meinte: „Na er alter Murrkater, kann er denn keinen Spaß verstehen. Kenne ihn ja schon lange und weiß, daß er kein altes Weib, sondern ein braver Kerl ist, wenn es gegen den Feind geht. Da laß er sich nachher von meinem Adjutanten einen Thaler geben, um sich Zwirn zum Flicken seiner Hose kaufen zu können." Der Fürst

nickte dem Korporal dann noch recht wohlwollend zu, und setzte seinen Weg zur weiteren Besichtigung der Kompagnie fort.

Nachdem er diese beendet, hie und da auch noch etwas gebrummt und geflucht, wohl aber auch gelacht hatte, wenn manche Grenadiere gar so abenteuerlich gekleidet aussahen, mußten zwei Adjutanten seines Gefolges die Gewehre aller Soldaten genau nachsehen, ob dieselben auch in der gehörigen Ordnung waren und besonders auch in den Zündlöchern nicht so viel Rost saß, daß sie dadurch am Losgehen verhindert wurden. Nur bei 6 oder 7 Grenadieren zeigte es sich, daß sie ihre Gewehre schlecht geputzt hatten, die Waffen der übrigen Mannschaft befanden sich in dem besten Zustande, wie die Adjutanten meldeten. Die Schuldigen ließ der strenge Fürst jetzt austreten, in einer Reihe sich aufstellen, und eine wahre Fluth von Flüchen und Verwünschungen entlud sich über ihre Köpfe. „Daß ihr wie die Vogelscheuchen aussehht, ihr Millionenschockschwerenoths-Hunde, dafür hab ich euch kein Wort gesagt, denn das ist nicht eure Schuld, aber eure Gewehre nicht in Ordnung zu haben, ihr Schinderknochen, ist eine heillose Sauerei und eure

liederliche Faulheit verdient eine strenge Strafe, und die soll euch dann auch sogleich auf der Stelle werden," so schloß diese Rede.

„Hauptmann von Schlagemann! Er hätte auch besser auf die Gewehre seiner Leute aufpassen sollen, muß ich ihm sagen. Jetzt laß er sogleich die faulen Hunde sich über die Bank legen und Jedem von einem Korporal 25 gehörige Hiebe auf den H..... aufmessen, auch die Korporale, zu deren Korporalschaft die Kerle gehören, strafe er ordentlich, daß sie besser die Augen aufsperren und ihre Schuldigkeit thun, damit solche liederliche Wirthschaft nicht wieder vorkommt," rief der erzürnte Fürst dann im heftigen Tone dem Hauptmann der Kompagnie zu.

Dem gestrengen Befehl mußte sogleich Folge geleistet werden. Zwei Soldaten holten eiligst eine alte Holzbank herbei, auf welche der zu Prügelnde sich legen mußte, und nun mitten in der Nacht, trotz Sturm und Unwetter, fing die Execution beim Schein des Feuers an. Stockschläge waren zu jener Zeit eine so gewöhnliche Strafe im preußischen Heere, daß sie alles Abschreckende

verloren hatten, und die meisten Soldaten gerade keine sonderliche Scheu mehr vor denselben fühlten. So standen denn auch jetzt die zu den Prügeln verurtheilten Leute ziemlich ruhig am Feuer, wärmten sich die Hände, und warteten geduldig die Zeit ab, bis die Reihe an sie kam, sich mit dem Bauche der Länge nach auf die Bank zu legen, die Rockschöße von einander zu nehmen und den H . . . dem Korporal entgegen zu strecken, daß er die befohlene Zahl von Hieben mit einem dicken Haselstock drauf haue. Wenn auch die Unterofficiere, bei denen der Fürst von Dessau sich in der Nähe hinstellte, um ihren Eifer im Schlagen gehörig zu überwachen, noch so kräftig draufhieben, daß es ordentlich klaschte, selten jammerte oder klagte doch Einer der Geprügelten dabei recht laut, oder gab sonst sichtbare Zeichen von sich, daß ihm der Schmerz allzuempfindlich werde. Die meisten Soldaten blieben ruhig liegen, ohne nur zu zucken, ja Einer derselben, so ein recht verwogen aussehender Kerl, der aus österreichischen Diensten herüberdesertirt war, lachte sogar beim Aufstehen, als er seine Hiebe empfangen hatte, noch ganz spöttisch, und sprach dann, als er wieder in Reih und Glied zurücktrat,

zu dem neben ihm stehenden Kammeraden so laut, daß der Korporal, der geprügelt hatte, es hören konnte. „Ah Pah, Bruder sag ich dir, nicht hauen können sie mal hier. Da hättest du es bei uns Kaiserlichen sehen sollen, einen Fünfundzwanziger konnten sie einen aufmessen, daß man es gehörig fühlte, aber hier, Dreck ist es, kaum daß die Haut einem darnach juckt.“ Einer der Geprügelten übrigens, ein noch ziemlich junges Bürschlein, schien an diese Strafe aber noch nicht so gewöhnt zu sein, wie seine übrigen Kammeraden dies schon waren. Er wand sich wie ein Aal auf seiner Bank hin und her, zuckte bei jedem Schlage gewaltig zusammen, schrie und jammerte laut, rief alle Heiligen um Mitleid an, und bat dringend den Fürsten, er möge Gnade für Recht ergehen lassen, und ihm die fernere Strafe schenken. Nicht das Mindeste half ihm dies aber, seine Kammeraden lachten und machten ihre rohen Witze darüber, daß ein preußischer Soldat nicht einmal seine gehörigen Fünfundzwanziger aushalten könne ohne nur zu mucksen, der rauhe Fürst drehte ihm verächtlich den Rücken und fluchte, „Verdammter Schreihals, will er das Geheule wohl lassen, oder er bekommt die doppelte

Portion und auch der Korporal, der die Execution vollzog, schlug wo möglich noch kräftiger zu, da ihm dies Gewinsele eines Soldaten, der dazu noch zu seiner Korporalschaft gehörte, verächtlich dünkte.

Diesem so wehleidigen Menschen, der unter dem fortwährenden Gelächter seiner Kammeraden wieder in die Kompagnie zurücktrat, und sich noch fortwährend mit den Händen den Theil seines Körpers, der so eben mit dem Haselstock in so unliebsame Berührung gekommen war, rieb, folgte ein anderer Grenadier, der ganz das Gegentheil von ihm zu sein schien. Ungemein gleichgültig ging er auf die Bank zu und meinte, als er eben im Begriff war, sich darauf hinzulegen: „Wird schon verflucht klatschen, Korporal Darenberger — an diesem war nämlich grade die Reihe des Hauens, — trifft sich gut, daß ich die alten Lederhosen anhabe, die ich dem böhmischen Bauer weggenommen habe, und nicht meine alte Kommißbüchse, in der das Hintertheil schon lange fehlt" und damit zeigte er eine alte steife Lederhose, deren Sitztheil freilich mit einer so dicken Schmutzrinde überzogen war, daß die Schläge schon den größten Theil ihrer Wirkung darauf verlieren mußten.

„Halt Kerl, eigentlich müßte ich ihm die Hosen ausziehen lassen, daß er die Schläge auf dem bloßen A . . . . bekäme,“ meinte der Fürst von Dessau jetzt, als er diese dicken Lederhosen sah.

„Thun Ew. Durchlaucht das nicht. Wenn ich mit dem bloßen A . . . hier in der kalten Winternacht liegen muß, so bekomm ich die Kränke, und wenn es dann morgen in die Bataille geht, so steht ein braver Grenadier weniger in der Kompagnie“ gab ihm der unerschrockene Soldat aber zur Antwort. „Steht ja auch im Reglement, daß der Soldat seine Hiebe auf die Diensthose bekommen soll, und warum giebt mir der König keine andere jetzt wie diese.“

„Magst wohl recht haben, und so behalte deine Lederbüchsen nur an,“ lachte der Fürst, dem diese unerschrockene Antwort gefiel; ganz gleichgültig legte der Soldat sich nun auf die Bank, und wenn auch der Korporal Daxenberger noch so weit mit seinen langen Armen ausholte und der Haselstock auf dem Leder klatschte, daß man es viele Schritte weit hören konnte, der Geprügelte machte sich nicht im Mindesten etwas daraus, und lag so ruhig auf seiner Bank, als ginge ihm die ganze Sache wei-

ter nicht viel an. Der Letzte der Soldaten, an dem nun die Reihe kam, sich auf die Bank zu legen, war ein schon altgedienter Mann, dessen weit über das Kinn herunterhängender Schnurbart bereits mit einzelnen eisgrauen Haaren gesprenkelt war. Ein wilder Trotz lag in seinem ganzen Gesichte, und er schien einen heftigen inneren Unwillen zu empfinden, daß er jetzt zu einer Prügelstrafe verurtheilt ward.

„Ist nicht Recht von Ew. Durchlaucht, daß Sie mich jetzt hier aushauen lassen, weil mein Gewehr nicht so blank war, wie es hätte sein sollen. Das Bischen Schmerz bei dem Geprügle, das kümmert mich den Dreck, und darum mag der Korporal man drauf los hauen so viel wie er will. Wenn mein Gewehr auch nicht im Gefecht losgegangen wäre, nun so wäre ich desto hitziger mit dem Bajonnet vorwärts gegen die Feinde gestürmt, denn daß der Chrischan Möller nicht in einer Bataille zurückbleibt, sollten Ew. Durchlaucht schon noch von Mollwitz her wissen," sprach dieser Grenadier jetzt ganz frei und ohne Scheu zu dem Fürsten, während der Korporal die Bank, auf die derselbe sich legen sollte, wieder fester zu stellen versuchte.

Statt von solchen freimüthigen Worten im Geringsten beleidigt zu werden, schien der alte Fürst von Dessau sogar ein Wohlgefallen an denselben zu finden.

„Was! der Chrischan Möller von Mollwitz bist du? — Kerl warum hast du denn das nicht gleich gesagt. Schwerenoth hätte mich doch geärgert, wenn ich dir einen Fünfundzwanziger hätte drauf hauen lassen. Nein, von mir aus bekommst du keine Schläge, dazu bist du bei Mollwitz zu sehr mit dem Bajonnette drauf los gegangen, und wenn er Sakermenter auch lieber säuft, wie seine Flinte putzt, so geht er dafür desto herzhafter vorwärts," gab er lachend zur Antwort. Statt daß er sich auf die Bank legen mußte, ließ der Fürst diesem Grenadier nun auch einen blanken Thaler durch einen Adjutanten geben, und mit einem kräftigen „danke Ew. Durchlaucht, werde das Geld auf Ew. Durchlaucht Gesundheit versaufen, und wenn wir wieder mit den Feinden zusammen kommen, will ich es schon wieder abverdienen, und Ihnen zeigen, daß der Chrischan Möller da ist," trat derselbe vergnügt in die Reihen seiner übrigen Kameraden zurück.

Da nun die Musterung beendet war, wollte der alte Fürst von Dessau wieder zu Pferde steigen, um seine Inspicirung weiter fortzusetzen, als sich plötzlich das Getrabe einer starken Kavallerie=Abtheilung in der Nähe hören ließ. Bald riefen auch die Posten vorschriebener Weise an, erhielten die richtige Parole und eine Stimme, die große Eile zu haben schien, that den lauten Ruf: „Ist der Feldmarschall Fürst von Dessau nicht hier, — wir suchen ihn schon lange.

„Schwerenoth, was giebt's so eilig, hier bin ich," rief der Gesuchte, der diese Worte gehört hatte, dem Frager mit seiner lauten Baßstimme zu.

In vollem Galopp sprengte der Major von Seydlitz, denn dieser war der Anführer der Husaren-Eskadron, die unterdeß auch langsam näher geritten kam, zu den Fürsten hin, parirte dicht vor demselben seinen Hengst mit einem Zügelruck und schwang sich dann gewohnter Art, ohne nur die Bügel zu berühren aus dem Sattel, um seinen Rapport zu machen.

„Ah! Sie sind es Seydlitz! — Was giebt's denn so eilig, daß Sie mich beinahe über den Haufen geritten hätten?" frug der Fürst, dem

in vielfacher Hinsicht das etwas ungestüme Wesen des Majors von Seydlitz nicht sonderlich behagte, obgleich er dessen vielfachen militairischen Verdiensten sonst alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

„Eine Meldung von der höchsten Wichtigkeit Ew. Durchlaucht, die meine Eile entschuldigen mag,“ antwortete dieser in streng vorgeschriebener Haltung, mit grad angezogenen Säbel sich vor den Fürsten hinstellend. „Die Sachsen, die wir in ihrem Lager bei Kesselsdorf so fest eingeschlossen haben, daß sie sich nicht mehr rühren können, wollen diesen Morgen noch den Versuch machen, sich gewaltsam durchzuschlagen.“

„Schwerenoth was Sie da sagen, mein lieber Major Seydlitz. Ja, da müssen wir ja auch dabei sein, und wir wollen schon aufpassen und ihnen den Weg versperren,“ antwortete im vergnügtesten Tone, dessen seine tiefe Baßstimme nur fähig war, der alte Fürst, den die Aussicht auf die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Gefechtes ungemein erfreute.

In aller Eile gab er nun mehrere Befehle, mit denen verschiedene Adjutanten abreiten mußten, und sagte noch, als er sich schon zu Pferde gesetzt

hatte zu dem Hauptmann von Schlagemann. Er wird einen heißen Posten mit seiner Kompagnie erhalten, wenn es wirklich, wie ich hoffe, zur Schlacht kommen sollte. Mach er seine Sache nur gut. Hört er mein lieber Hauptmann."

„Haben Ew. Durchlaucht nur keine Sorg um uns. Wir Grenadiere wollen schon fest anbeißen," antwortete statt des Hauptmanns, der sich schweigend verbeugte, der alte Soldat, dem der Fürst so eben seine Strafe erlassen hatte. „Ja! Ja, Ew. Durchlaucht, auf uns können sie sicher rechnen. Machen sie nur, daß wir bald in's Feuer kommen, denn hier ist es verflucht kalt und wir frieren wie die Schneider," riefen laut im Chore und lachend auch die übrigen Grenadiere.

„Schwerenothskerle seid ihr, also man tüchtig heute darauf," meinte noch im Abreiten der Fürst, und ein zufriedenes Lächeln über den Kriegsmuth der unter seinem Befehle stehenden Soldaten, umzog sein für gewöhnlich so streng aussehendes Gesicht.

Seine Grenadiere aber ließ der Hauptmann nun schnell aus einander treten um sich gehörig anzukleiden und auch sonst zum Gefecht zu rüsten,

was in möglichster Eile von Allen geschah. Einen tüchtigen Schnitt Kommißbrod verzehrte dann jeder Soldat, goß einen Schluck Branntwein darauf, und war dann völlig bereit in die Schlacht zu marschiren.

Ihre Trommler an der Spitze, zog bald in der schon grauenden Morgendämmerung die Kompagnie ab, um den ihr angewiesenen ungemein gefährlichen Posten einzunehmen. Blutigroth, ging die Sonne über der mit Schnee bedeckten Landschaft auf, und der Tag an dem bei Kesselsdorf ein so entschiedenes und für die preußischen Waffen wieder ruhmvoll endendes Treffen geschlagen werden sollte, begann anzubrechen.

Drittes Kapitel.

Die Mittagsstunde des kurzen Dezembertages hatte vom Kirchthurme des Dorfes Kesselsdorf bereits geschlagen, als der erste Aufmarsch der Truppen dem Feinde gegenüber erfolgte. Eine sehr günstige Stellung nahm das vereinigte sächsisch=österreichische Heer auf den Höhen jenseits Kesselsdorf ein, und viel Blut mußte voraussichtlich noch fließen, bis es den Preußen gelungen sein würde, dasselbe von dort zu vertreiben. So etwas kümmerte aber den alten Fürsten von Dessau nicht sonderlich, denn wenn auch Menschen dabei darauf gingen, wurde nur der Sieg dadurch erkämpft, so war ihm dies ziemlich gleichgültig. „Soldaten sind für das Todtschießen, und ewig brauchen die Kerle auch nicht zu leben," pflegte er wohl zu sagen und auch demgemäß zu handeln, und es hat wohl wenig Feldherren gegeben, die in jeder Hinsicht so rücksichtslos gegen sich selbst, aber auch gegen ihre Truppen sich zeigten, wie gerade dieser alte Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau.

Als er nun das feindliche, ungefähr 35,000 Mann starke Heer in seiner gut gewählten Stellung

so aufmarschirt vor sich sah, da schmunzelte der alte Feldmarschall nicht wenig. „Schwerenoth, da haben wir die Kerle ja alle in schönster Parade vor uns. Na wartet, euch soll bald das heilige Kreuzdonnerwetter auf die Köpfe fahren. Ich will denn heute einen Gestank machen, daß man denselben noch in Sachsen lange Jahre riechen und das vornehme Hofgesindel in Dresden da sich schon die Nase davor zuhalten soll. Wartet, heute will euch der alte Dessauer schon zeigen, daß er seine Sache gut machen kann!" rief er so laut aus, daß es die neben ihm aufmarschirten Grenadier-Kompagnien seines eigenen Regiments hören konnten.

„Ja ja, Ew. Durchlaucht, stänkern sie man vor, wir wollen schon helfen!" schrieen lachend Einzelne der Grenadiere, und Einer derselben meinte auch zu seinem Nebenmann:

„Heute Abend wird es viele leere Rotten in unserer Kompagnie geben. Der „alte Kater" (so ward der Fürst von Dessau auch häufig von den Soldaten genannt) sieht viel zu vergnügt aus und streicht sich seinen Bart zu oft. Der ist wieder nach Blut lecker."

„Mir soll es eins sein, Bruder. Ist so nur ein Luderleben, was wir führen müssen, und je eher damit zu Ende, desto besser ist es. Also man immer drauf los, bis eine österreichische Kugel Einem wenigstens den ehrlichen Soldatentod giebt," erwiederte der Angeredete, ein finster aussehender Mann, der mit dem Leben und seinen Freuden schon längst abgeschlossen zu haben schien.

Auch die Officiere der Grenadier-Kompagnien waren vor der Front derselben zusammengetreten und scherzten und plauderten mit einander, um sich bei dem sehr kalten Wintertage, die Zeit des müßigen Wartens besser zu vertreiben. Ungemein verschieden, je nach ihrer Individualität, war auch das Benehmen der einzelnen, uns bekannten Officiere, in diesen letzten Augenblicken vor der blutigen Schlacht, die wahrscheinlich vielen von ihnen den Kriegertod bringen konnte. Wie immer war auch diesmal wieder der Lieutenant von Wustrow witzelnd und spöttelnd, und seine scharfe Zuge verschonte auch jetzt weder Freund noch Feind.

„Seht mal da unsern Feldmarschall auf seinem Braunen an. Wahrhaftig, noch nie habe ich den Beinamen „der alte Kater," den unsere Soldaten

ihm gegeben, so gut gefunden, wie gerade jetzt. Gleicht er nicht wirklich einem bösen Kater? Wie ihm der lange Bart da in die Höhe gewirbelt steht und seine Augen so glitzern und funkeln, als könne er den Augenblick gar nicht erwarten, wo die Ratten- und Mäusejagd wieder losgehen solle. Na warte, alter Bursch, die da drüben haben auch verflucht scharfe Zähne, und du wirst schon noch Haare lassen müssen," meinte der Lieutenant lachend zu einigen Kameraden, indem er dabei mit der Degenspitze in den hartgefrorenen Schnee eine äußerst gelungene Karrikatur des alten Fürsten auf seinem Pferde in großen Umrissen zeichnete, die viel Gelächter unter den Officieren und Grenadieren hervorrief.

Ganz anders der junge Graf Dohna, der unlängst vom Fähndrich zum Lieutenant befördert war. Eine schwärmerische Begeisterung erfüllte ihn, und drückte auch auf seinem männlich schönen Gesichte ein recht sichtbares Gepräge aus. Heute war wieder ein Ehrentag für Preußen's Fahnen zu hoffen, und fest gelobte sich der junge Krieger, sein Blut nicht zu schonen, wenn es galt, die Grenadiere recht unverzagt in das feindliche Feuer hineinzuführen. Dabei aber trat sein starkes, religiöses Gefühl sehr

hervor und gab ihm jetzt, wenige Augenblicke vor dem Beginn der Schlacht, eine ernste, feierliche Stimmung. Inbrünstig hatte er zu seinem Gotte gebetet, und dessen Gnade und Schutz sich anvertraut, dabei innerlich ein reumüthiges Bekenntniß seiner begangenen Fehler sich selbst abgelegt, da es ihm an Zeit fehlte, bei dem Feldprediger das heilige Abendmahl zu nehmen, wie er es sonst so gern gethan hätte. Die rohen Scherze, die er von allen Seiten in der Kompagnie mit anhören mußte, ekelten ihn an, und die spöttischen Witzeleien seines Kameraden von Wustrow, jetzt in einer so ernsten, feierlichen Stunde, machten einen ungemein unangenehmen Eindruck auf ihn. Sehr gerne hätte er jetzt, bevor die Waffenthätigkeit begann, die Einsamkeit gesucht, aber des Dienstes nothwendige Strenge fesselte ihn in der Nähe seiner Kompagnie. So weit, wie irgend möglich, sonderte er sich aber von den anderen Officieren ab, und stand allein, die Arme verschränkt, mit ernstem Blick vor der Front der Grenadiere. Im Stillen machten wohl Einige der Officiere ihre Bemerkungen über den stillen, jungen Grafen, und meinten, an dem sei auch ein guter Pfaffe verloren gegangen; öffentlich aber wagte Keiner, auch nur

mit dem mindesten Worte ihn zu verspotten, dazu stand er seines Muthes und seiner vielen sonstigen trefflichen Eigenschaften wegen, allgemein in zu großer Achtung.

Der Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau hatte unterdeß die feindliche Stellung so weit rekognoscirt, daß er seine Maßregeln danach treffen konnte. Schnelligkeit war jetzt nöthig, wenn es an diesem kurzen Wintertage überhaupt noch zu einer Schlacht kommen sollte, und daß dies geschehe, lag in dem festen Willen des Fürsten. Das laute Gelächter, was in den Grenadier-Kompagnien seines eigenen Regiments fortwährend sich hören ließ, bewog ihn, noch einen Augenblick an dieselben heranzureiten. Sein scharfes Auge entdeckte bei dieser Gelegenheit bald das große Karrikaturbild von ihm, was der Lieutenant von Wustrow mit kühnen Strichen in den Schnee eingezeichnet und jetzt in der Eile, womit er bei der Annäherung des Fürsten an seinen Platz eintreten mußte, nicht wieder ausgemacht hatte.

„So, so — bin gut getroffen; also einen Künstler giebt es auch in der Kompagnie? Das ist er gewiß wieder gewesen, mein lieber von Wustrow,“ sprach der Fürst in halb zornigem, halb lachendem Tone,

sein Pferd dicht vor dem genannten Officiere anhaltend.

„Kann es nicht leugnen, Ew. Durchlaucht, daß ich das gemacht habe. — Hatte aber keine schlechte Absicht dabei," erwiderte der, den Fürsten mit dem bei ihm gewöhnlichen schalkhaften Ausdruck in den Augen unerschrocken ansehend.

„Das dank' ihm auch der Teufel," fuhr der heraus. — „Aber sehr weiß sehe ich da ja in dem Schneebilde aus. Schwerenoth, ist doch sonst nicht meine Art, vor der Bataille weiße Backen zu bekommen."

„Ja, Ew. Durchlaucht, das wollen wir später nach der Bataille schon noch abändern. Mit feindlichem Blute pinsele ich ihrem Bilde dann ein Paar Backen an, die rother sind wie die der schönsten Jungfer in ganz Dessau, und aus erbeutetem Pulver mache ich ihnen einen recht schwarzen Schnauz- und Zwickelbart, daß es eine wahre Pracht sein soll," meinte lachend der Lieutenant, der recht wohl wußte, daß man dem alten Dessauer gegenüber keineswegs blöde sein durfte, wenn man nicht den Kürzeren ziehen wollte.

„Er hat ja große Rosinen im Sack. — Nun, ich habe nichts dagegen, wenn er recht viel feindliches Pulver erbeutet," antwortete ganz freundlich der Fürst, indem er sein Pferd abwandte, um die Befehle zum Aufmarsch zu geben.

Jetzt zeigte sich die feste Disciplin und strenge Schule der preußischen Infanterie wieder in so recht glänzender Weise. Unter dem Donner der feindlichen Geschütze, deren Kugeln rechts und links in die Glieder schlugen und ganze Rotten zusammenrissen, geschah dieser Aufmarsch; aber dies konnte die Ordnung desselben nicht im Mindesten stören, fest und sicher, wie auf den Paradeplätzen in ihren Garnisonen daheim, marschirten die einzelnen Regimenter auf die bestimmten Plätze.

„Meinen alten Dessauer Marsch aufgespielt, ihr verdammten Trommler und Pfeifer, daß euch die Seele aus dem H . . . fährt!" rief der Feldmarschall, der, hoch zu Rosse, ruhig im feindlichen Geschützfeuer haltend, diese ganze Bewegung der Truppen mit gewohnter Umsicht und Energie leitete.

Laut rasselten die Trommeln, grell pfiffen die kleinen Querpfeifen mit ihren markdurchdringenden Tönen, und der bekannte Dessauer Marsch erscholl

vernehmbar durch all' das Gekrache der feindlichen Geschütze:

„So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage
In der schönsten Sauf, Saufkompagnie."

Diesen der Marschmelodie unterlegten Text sangen Viele der Grenadiere mit halblauter Stimme mit.

„Tritt gehalten, Tritt gehalten, fest marschirt. Laßt keine Lücken, schließt die Rotten, was kümmern euch Bursche die Kugeln, davon steht nichts im Reglement!" fluchten und kommandirten dazwischen die Officiere und Unterofficiere, wenn hin und wieder der Aufmarsch stockte, weil die Mannschaft einer ansausenden Kanonenkugel ausweichen wollte.

Mitunter trafen auch schon manche Kugeln, und Schmerzensschrei der Verwundeten mischte sich in den Klang des Marsches, Todesröcheln schwer Getroffener ertönte, und der Hintermann mußte schon über die Leiche seines Vordermann's hinwegschreiten. Aber „Schritt gehalten, Schritt gehalten, oder das Donnerwetter soll euch auf die Köpfe fahren!" hieß es wieder. Fest schlossen sich dann die durch Kugeln gelichteten Glieder, und in der besten Ordnung,

daß selbst der stets so schwer zu befriedigende Fürst von Dessau sich damit zufrieden zeigte und wiederholt sein „Schwerenoth gut gemacht, ihr Bursche" den Bataillonen zurief, geschah der Aufmarsch der preußischen Infanterie.

Mit dem geübten Blick des tüchtigen Feldherrn, hatte der Fürst von Dessau sogleich erkannt, daß Kesselsdorf der Schlüssel der ganzen feindlichen Stellung und dessen Besitz für den Ausgang der Schlacht entscheidend sei. Indem die übrige Linie der Preußen mächtig anrückte, setzte der Fürst sich an die Spitze dreier Grenadier=Bataillone, unterstützt von drei Bataillonen seines eigenen Regiments, und befahl den Sturm auf das von den Feinden sehr stark besetzte Dorf. Bevor aber die Tamboure den Sturmmarsch zu schlagen anfangen durften, richtete der alte Fürst sich hoch im Sattel seines Rosses auf, nahm den dreieckigen Hut von dem schon grauen Haar und betete mit seiner lauten Baßstimme, so daß trotz des feindlichen Kanonendonners die zunächst stehenden Grenadiere alle einzelnen Worte ganz vernehmlich hören konnten:

„Lieber Gott, steh' mir heute gnädig bei, oder willst du mir diesmal nicht beistehen, so hilf

wenigstens auch dem Schurken von Feinde nicht,
sondern sieh' ruhig zu, wie's kommt!"

und ein lautes Amen fügte der zunächst stehende Korporal Daxenberger diesem charakteristischen Gebete des alten Fürsten bei.

Nachdem er dies Gebet beendet hatte, setzte er seinen Hut wieder auf, zog den Degen und rief dann mit dem vollsten Tone, dessen seine ohnehin starke Stimme fähig war: „In Gottes Namen denn marsch!" Und vorwärts ging es nun gegen die Mündung der Kanonen, von denen in Kesselsdorf allein 28 Stück aufgestellt waren. Mit scharf geschultertem Gewehr, in fester Haltung und Ordnung, als gelte es, einen Parademarsch vor ihrem Herrn und König zu machen, stürmten die preußischen Grenadiere bergan auf ungünstigem Boden gegen die feindliche Stellung vor. Furchtbar wüthete das Kartätschenfeuer in ihren Reihen, zu ganzen Dutzenden stürzten die Leute todt oder verwundet in den Gliedern zusammen, nichts hielt anfänglich den Ansturm auf.

„Drauf, drauf, vorwärts, ihr Burschen, oder das Schockschwerenoth soll euch in die Glieder fahren!" fluchte und wetterte immer wieder der alte,

grimmige Feldmarschall, dem in seiner Kampfes-lust der Sturm doch noch nicht schnell genug vor sich ging.

„Hoho, Ew. Durchlaucht, nur nicht so hitzig; Sie sehen ja, wir stürmen so schnell vorwärts, wie es nur gehen will; einen Gaul, wie sie, haben wir nicht zwischen den Beinen, daß wir drauf los-jagen können!“ rief ihm der trotzige Grenadier, der am Morgen den Fünfundzwanziger auf seine Lederhose erhalten hatte, mitten in all dem Kampf-gewühl zu.

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als eine Kartätschenkugel ihm die Grenadiermütze vom Kopfe riß, und mit solcher Gewalt dieselbe dem unfern davon reitenden Fürsten in das Gesicht schleuderte, daß dieser vor Schmerz und Schreck im ersten Au-genblicke ordentlich im Sattel zurückfuhr.

„Ha ha ha, da fliegt sie hin und unserer Durch-laucht gerade auf die Nase. Na, nicht für ungut, Ew. Durchlaucht, wo gehobelt wird, da fallen auch Späne,“ lachte laut der unerschrockene Grenadier und bückte sich kaltblütig, um die Mütze eines in demselben Augenblick erschossenen Kameraden aufzu-nehmen und auf den Kopf zu setzen.

Schon waren von den anstürmenden preußischen Grenadieren die sechs ersten sächsischen Kanonen, die am Eingange von Kesselsdorf standen, mit dem Bajonnet erstürmt und die Artilleristen niedergestochen worden, als der immer verheerender wirkende Kartätschenhagel die Sturmkolonne endlich zum Stillstand, und bald darauf zum Rückzuge zwang. Zwar fluchte und schimpfte der alte Fürst von Dessau noch zorniger, wie es so schon seine Gewohnheit war, und hieb mit der flachen Klinge vom Pferde herab auf die Fliehenden drein; aber vergebens, der Tod oder die Verwundung vieler ihrer besten Officiere brachte die Grenadiere zum Wanken. Auch dem Hauptmann von Schlagemann hatte eine Kartätschenkugel den linken Unterarm fortgerissen, und blutend lag er am Boden; der Lieutenant von Wustrow war von einer feindlichen Flintenkugel so am Kinn verwundet, daß er nicht mehr sprechen konnte, und seine sonst ewig bewegliche Zunge nothgedrungen ruhen lassen mußte, und so führte der Graf Dohna, als augenblicklich einzig dienstfähiger Officier, die arg zusammen geschossene Kompagnie. Mit ganzer Kraft stemmte der junge Graf sich dem Rückzuge entgegen, unabläßig tönte sein

„Vorwärts, ihr Leute, denkt, daß ihr Preußen seid und die Ehre unserer Fahne heute schützen müßt!" es half ihm nichts, die Verheerungen der feindlichen Geschosse waren zu furchtbar, der augenblickliche Rückzug der Grenadiere ließ sich nicht mehr aufhalten. Ganze Lachen vom Blute der gefallenen Preußen färbten schon den schneebedeckten Boden, als der Rückzug endlich so schnell wie möglich und nicht mehr ganz in der sonst gewohnten Ordnung angetreten wurde.

Der Fürst von Dessau war aber nicht allein ein muthiger und strenger, sondern auch ein gar schlauer und gewandter Feldherr, der von jeglichem Umstande den möglichsten Nutzen zu ziehen suchte. Als es ihm jetzt trotz alles Fluchens und Drohens nicht mehr gelingen wollte, seine zerrissenen Bataillone auf's Neue gegen das Dorf Kesselsdorf vorstürmen zu lassen, bemerkte er zu seiner großen Freude, daß die österreichischen und sächsischen Infanteristen, welche Kesselsdorf besetzt gehabt hatten, ihm in jäher Hitze nachfolgten, und somit das Feuer ihrer eigenen Batterien lähmten. Mit schnellem Feldherrnblick wußte er diesen für ihn so günstigen Umstand zu benützen. Als Rückhalt seiner zuerst

anstürmenden Bataillone hatte er das Dragoner-Regiment von Bonin aufgestellt, und der tapfere Oberst von Lüdewitz, der dasselbe kommandirte, mußte jetzt sogleich auf die zerstreut aus dem Dorfe hervorbrechenden Feinde einhauen. Solch' unerwarteten Reiterangriff hatten die Oesterreicher und Sachsen, die sich schon einer voreiligen Siegesfreude hingaben, nicht erwartet; sie waren nicht geschlossen genug mehr, um demselben widerstehen zu können, und so wurden sie entweder niedergehauen oder auseinandergesprengt.

Der Energie des Fürsten von Dessau, unterstützt von der Tüchtigkeit der wenigen noch dienstfähigen Officiere, war es unterdeß wieder gelungen, die anfänglich geworfenen Bataillone so weit in Ordnung zu bringen, daß auf's Neue ein Ansturm mit ihnen unternommen werden konnte.

„Schwerenoth, ihr Millionenhunde, das ist eine Schande, die auf ewig auf dem Regimente sitzen bleibt, wenn ihr jetzt das verfluchte Dorf nicht nehmt!" rief der erzürnte Fürst den fast um die Hälfte schon zusammen geschmolzenen Kompagnien seines eigenen Regiments zu. „Da, seht mal die Dragoner an, wie die da die Feinde in die Pfan-

nen hauen, und ihr Sackermenter wollt das nicht. Pfui, Teufel, was werden die Dragoner später hochmüthig auf euch Grenadiere herabsehen," fluchte er weiter.

„Na, dann man wieder druf, Ew. Durchlaucht, was die Dragoner können, das können wir auch alle Tage!" schrieen die Grenadiere dem Fürsten zu, und vorwärts stürmte auf's Neue die preußische Infanterie des rechten Flügels, auf Kesselsdorf zu.

Diesmal gelang der Sturm, wenn auch noch Manche der Anstürmenden denselben mit ihrem Blute bezahlen mußten. Die Preußen drangen mit Ungestüm von allen Seiten in Kesselsdorf ein, das sämmtliche Geschütz in demselben wurde erobert, die Kanoniere, die nach rechtschaffenem Brauch, wie er bei jeder tüchtigen Artillerie von jeher üblich war, dasselbe nicht verlassen wollten, dabei niedergehauen, und das Dorf war eingenommen.

„Ja, Ew. Durchlaucht, den fetten Bissen haben wir im Maul und halten ihn zwischen den Zähnen so fest, daß auch kein Teufel denselben uns wieder herausziehen soll. Ich glaube wahrhaftig, für Einen, der heute Morgen 25 Ar...prügel zum Frühstück aufgezählt bekommen hat, habe ich heute genug

gethan," rief der wilde Grenadier mit der Lederhose lachend dem Fürsten von Dessau zu, nachdem er dicht vor dessen Augen einen wüthenden Bajonettkampf mit zwei österreichischen Kanonieren, die ihr Geschütz auf das Aeußerste vertheidigten, bestanden und dieselben endlich auch besiegt hatte.

„Ja, du Sackerloter, ich bin mit dir zufrieden, kannst dir heute Abend für die 25 Stockschläge auch 25 harte Thaler von mir abholen," antwortete der über die endliche Erstürmung des Dorfes auf's Aeußerste vergnügte alte Fürst.

„Aber auch ehrlich Wort gehalten, Ew. Durchlaucht — Hurrah, das soll ein Gesaufe werden," schrie erfreut der Grenadier und stürzte in wilder Kampfeslust auf's Neue gegen ein einzelnes Haus mit vor, in welchem sich noch ein versprengter Trupp österreichischer Soldaten vom Regiment Rutowsky mit der äußersten Entschlossenheit, wenn auch vergeblich, zu vertheidigen suchte.

Dicht vor der Mündung einer anderen feindlichen Kanone, die er erobert hatte, lag sterbend der alte Grenadier Chrischan Möller, den der Fürst am heutigen Morgen wegen der Erinnerung von Mollwitz her die Strafe erlassen hatte.

Des Fürsten Auge traf den in seinem Blute schwimmenden Mann, und da er dessen Werth als Soldat kannte, rief er sogleich nach einem Feldscherer, um denselben verbinden zu lassen.

Lassen sie es man gut sein, Ew. Durchlaucht, ist schon vorbei mit mir. Danke noch für den gnädigen Erlaß der heutigen Strafe. Stirbt sich schön vor der eroberten feindlichen Kanone. Hoch lebe unser König Friedrich," rief der alte Grenadier noch mit letzter Kraft, reckte sich im Todeskampf und war eine Leiche.

Mit der Erstürmung des Dorfes Kesselsdorf war zwar schon sehr viel, aber doch noch lange nicht Alles gewonnen, und es galt nun auch die so glücklich begonnene Bahn des Sieges mit rascher Energie weiter zu verfolgen; dies sah der alte Fürst sogleich mit seinem militairischen Scharfblick ein.

Der General von Geßler, der einen Theil der preußischen Reiterei kommandirte, mußte auf des Fürsten Befehl nun sogleich 12 Schwadronen sächsischer Dragoner angreifen, welche als Rückhalt hinter dem Dorfe Kesselsdorf aufgestellt waren. Ein heftiges Reitergefecht, Mann gegen Mann, begann jetzt, bis es endlich den preußischen Drago=

nern und Husaren gelang, die sächsischen Schwadronen zu durchbrechen und in die Flucht zu treiben. Besonders der Rittmeister von Quitzow, der Freund des Majors von Seydlitz, hatte bei diesem Reitergefechte so recht Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Eine sächsische Standarte zu erobern, war sein Hauptbestreben, und ohne auf die übrigen Feinde viel zu achten, stürmte er auf seinem mächtigen Streitrosse gegen die Rotten, welche dem Standartenträger zur Schutzwehr dienten, vor. Wo der Rittmeister von Quitzow mit seinem mächtigen Pallasch, der fast das doppelte Gewicht wie die der übrigen Officiere hatte, so recht hintraf, da drang der Hieb gewiß auch durch alle Knochen, und brauchte zum zweiten Male nicht mehr wiederholt zu werden. Wie ein Riese ragte er auf seinem großen mecklenburgischen Fuchs über alle anderen Reiter hinweg, und wußte mit seinem Pallasche förmlich einen weiten Kreis um sich offen zu halten. Schon hatte er Mehrere der sächsischen Dragoner, die den Standartenjunker schützten, zusammengehauen, oder in die Flucht getrieben, und wollte nunmehr gegen den Junker selbst vordringen, als ihm seine Pallaschklinge dicht am Griffe absprang und der Ritt-

meister dadurch fast gänzlich wehrlos wurde. Er ließ sich jedoch durch diesen Unfall nicht weiter in seinem Vorhaben stören, sondern vertraute auf die Größe und die Kraft seines Körpers, um den Kampf mit dem Stumpf des Pallasches dennoch glücklich zu beenden.

Der sächsische Standartenjunker, ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling aus einem vornehmen Adelsgeschlecht, war zwar muthig, wie man es nur sein konnte, allein seine Körperkraft kam seinem Muth lange nicht gleich. „Die Standarte her," rief der anstürmende Rittmeister, der mit seiner riesigen Gestalt auf dem hohen Rosse weit über den kleinen Junker emporragte, diesem mit seiner lauten Baßstimme zu. Statt aller Antwort führte derselbe aber einen gut gemeinten Säbelhieb auf seinen Feind, der aber von dem Rittmeister mit dem Pallaschstumpf sogleich aufgefangen wurde. „Aha, mein Jüngelchen," lachte der Rittmeister von Quitzow, der sich eigentlich in seinem Innern über den Muth des kleinen sächsischen Standartenjunkers freute. Bevor derselbe nun zu einem zweiten Hieb wieder ausholen konnte, hatte die mächtige Faust seines Gegners den Säbel gepackt und mit

leichter Mühe fortgeschleudert, so daß der Junker dadurch völlig wehrlos wurde. Mit einem zweiten gleich mächtigen Griff packte aber der Rittmeister den Junker selbst am Kragen des Kollets, hob ihn mit seiner riesigen Kraft aus dem Sattel, und so mit sammt seiner Standarte zu sich auf das eigene Pferd, wo er ihn quer vor sich her legte und zugleich mit der Rechten so festhielt, daß er wohl ruhig liegen bleiben mußte, wenn er auch noch so viel zu strampeln versuchte. „Ruhig, mein Jüngelchen, ich thue dir nichts und die Standarte ist nun doch einmal mein,“ lachte vergnüglich der Rittmeister. „Warum geben sie auch bei euch die Standarte einem so schwachen Knaben wie du bist, wenn es dir auch an Courage sonst nicht fehlt,“ sprach er in seiner Gutmüthigkeit weiter zu seinem Gefangenen, zugleich sein Streitroß umlenkend, um seine Beute vorerst in Sicherheit zu bringen, bevor er seinen Leuten wieder bei der Verfolgung der in wilder Flucht davon eilenden sächsischen Dragoner nachfolgte.

„Schwere Noth, mein lieber Rittmeister von Quitzow, — was hat er denn da vor sich auf dem Sattel,“ frug erstaunt der alte Fürst von Dessau,

zu dessen besonderen Lieblingen der Genannte stets gehört hatte, als dieser den Gefangenen so vor sich haltend, auf ihn zugesprengt kam.

„Ja, Ew. Durchlaucht, der kleine Bursche hier wollte die Standarte gar nicht loslassen und so habe ich ihn denn lieber gleich selbst mit hergebracht,“ gab der Rittmeister lachend zur Antwort, indem er den etwas verblüfft aussehenden sächsischen Junker mit sammt seiner Standarte, die derselbe noch immer am Stiel festhielt, gerade vor dem Fürsten hin auf die Erde stellte.

„Donnerwetter, so etwas kann auch nur der Quitzow, wahrhaftig ein guter Streich, gleich den ganzen Standartenjunker mit sich auf das Pferd zu setzen, wie so der Schlächter ein Kalb nach Hause bringt,“ schmunzelte der über den bisherigen Hergang der Schlacht ungemein gut gelaunte Fürst. „Na, laß man gut sein, mein Sohn,“ — tröstete er den kleinen sächsischen Junker, dem aus Schmerz über seine Gefangenschaft die Thränen in den Augen standen, „hast dich brav wie ein echter Edelmann gehalten und macht dir weiter keine Schande, daß du von dem langen Goliath da, dem Quitzow, auf solche lustige Art gefan-

gen wurdest. — Wenn du als Junker bei meinem Regimente eintreten willst, werde ich dich gleich nehmen," sprach er denn weiter und befahl einem seiner Officiere, für den kleinen sächsischen Junker Sorge zu tragen, und ihn vor jeder Beleidigung der preußischen Soldaten zu schützen.

Unaufhaltsam rückte unterdeß der ganze preußische rechte Flügel vor, rollte die Stellung der Sachsen auf, und warf Alles über den Haufen, was irgendwie von den Feinden nur noch den mindesten Widerstand zu leisten versuchte. Der preußische linke Flügel, den der muthige Sohn des alten Feldmarschalls Fürsten Leopold von Dessau, der Prinz Moritz von Dessau, befehligte, war von den Feinden bisher durch eine tiefe Schlucht getrennt gewesen, so daß sich das Gefecht hier nur auf eine gegenseitige heftige Kanonade beschränken mußte. Wie aber die preußischen Truppen sahen, daß ihre Kammeraden auf dem rechten Flügel bereits einen so glänzenden Sieg erfochten hatten, wollten sie fernerhin auch nicht mehr hinter denselben zurückbleiben. Unter dem heftigsten Kugelregen des feindlichen Geschützes warfen sich mehrere Infanterie-

Bataillone, ihre Gewehre dabei als Stützstangen gebrauchend, in die Thaltiefe hinab, erstürmten das Dorf Zöllmen, was in derselben lag, und stiegen dann auf der anderen Seite der Schlucht, trotz Morast, Schnee und Gestein, den steilen Berg hinan. Oben auf der Fläche angelangt, suchten sie schnell ihre gebrochenen Reihen herzustellen, und stürmten zu 30—60 Mann, wie sie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolk vor. Erschreckt und verwirrt über diesen Angriff von einer Seite her, wo sie denselben für ganz unmöglich gehalten hätten, begannen die sächsischen Infanteristen schon zu weichen, als zwei Reiterregimenter ihnen zur Hülfe kamen, und auf die noch ungeordneten Preußen einzuhauen versuchten. Die Vernichtung derselben schien fast unausbleiblich, und nur die strenge Disciplin, und die erstaunliche Manövrirfähigkeit, die in der preußischen Infanterie damals herrschte, vermochte diese zu retten. Mit Blitzesschnelle waren die zerstreuten Infanteristen wieder geordnet, hatten feste Glieder gebildet, und empfingen nun die heranrasselnde feindliche Reiterei, mit einem so sicheren und wohlgezielten Feuer, daß diese schleunigst umkehren mußte. Jetzt war der allgemeine Sieg

entschieden, kein sächsisches Viereck hielt mehr Stand, keine Reiterschwadron war zum Einhauen zu bringen, und Alles wandte sich zur schleunigsten Flucht. Immer unaufhaltsamer stürmten nun die siegreichen Preußen von allen Seiten vor, immer schneller ward die Flucht der Sachsen, und nur die bald eintretende Dunkelheit, welche eine weitere Verfolgung lähmte, konnte Letztere vor gänzlicher Vernichtung retten. Vollständig hatte der alte Fürst von Dessau den Sieg errungen, und große Beute an Gefangenen, Geschützen, 5 Fahnen und 3 Standarten fielen in die Hände seiner Truppen, welche die Nacht auf dem erkämpften Schlachtfelde rasteten, da ein weiteres Vorrücken in der sehr dunkeln December-Nacht nicht thunlich war. Mitten zwischen den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf, was während des heftigen Gefechtes fast ganz in Flammen aufgegangen war, lagerte jetzt das Regiment des alten Fürsten, dessen Verdienst diese Eroberung größtentheils mit gewesen war. Ungemein zusammengeschmolzen zeigten sich die Kompagnien und kaum die Hälfte der Mannschaft, die am heutigen Morgen in den Gliedern gestanden hatte, war jetzt noch fähig die Waffen zu tragen. Furchtbar sah

es auch in dem Dorfe selbst aus, und die ganze Zerstörung des Krieges war hier auf engem Raum zusammengedrängt. Die Häuser waren größtentheils nur noch Schutthaufen, oder so von den Kanonenkugeln durchlöchert, daß sie völligen Ruinen glichen und jeden Augenblick einzustürzen drohten. Alle Fruchtbäume hatten die Soldaten schonungslos niedergehauen, um bei der grimmigen Kälte der langen December-Nacht ihre Bivouackfeuer damit zu nähren, die Gartenzäune waren umgerissen; kurz Alles, was in dem ganzen Dorfe nur irgendwie zerstörbar sich zeigte, hatte der Verwüstung nicht entgehen können. Wie entsetzlich aber der Kampf hier in Kesselsdorf getobt haben mußte, ließ sich jetzt, nachdem derselbe beendet, erst so recht in seinem ganzen Graus übersehen. Große Blutlachen förmlich waren an einzelnen abschüssigen Theilen zusammengelaufen, und auf der weißen Schneefläche, welche die ganze Gegend überzog, traten die tief dunkelrothen großen Flecken nur zu häufig hervor. Wie man selbst bei dem bleichen Lichte des Mondes, der nach Mitternacht aufgegangen war, gar deutlich erkennen konnte, lagen die Todten an einzelnen Stellen, wo der Kampf gerade

am heftigsten gewüthet hatte, zu ganzen Haufen dicht aufgeschichtet, und bildeten Hindernisse, über welche selbst das Pferd mit einem Sprunge hinwegzusetzen sich scheute. Preußen und Oesterreicher lagen oft bunt gemischt durch und über einander, und die Soldaten, welche vor wenigen Stunden noch mit so ingrimmiger Wuth sich gegenseitig bekämpft hatten, ruhten jetzt durch den Tod vereint friedlich beisammen. Oft sah man noch bei einzelnen Leuten die Zeichen des wüthenden Zweikampfes, durch den sie sich den Untergang gegenseitig bereitet hatten. Ein Oesterreicher in seinem weißen Rock lag neben einem blau uniformirten Preußen, und Beide hatten sich gegenseitig ihre Bajonette zu gleicher Zeit durch die Brust gestoßen. Mit wildem Sprunge mußten sie gegen einander vorgestürmt sein, und den Todesstoß zu gleicher Sekunde gethan haben, denn Jeder von ihnen hielt noch den Kolben seines Gewehres krampfhaft in der bereits erkalteten Hand, während die Bajonettspitze tief durch die Brust des verhaßten Feindes sich gebohrt hatte. Die grimmigste Wuth verzerrte noch ihre Züge, und selbst der Todesengel schien den Haß nicht haben verwischen zu können, der

noch im letzten Augenblicke ihres irdischen Daseins sie mit seiner ganzen Wuth erfüllt hatte. Vielleicht war dies Kämpferpaar aus einem und demselben Dorfe gebürtig, hatte in seiner Jugend in guter nachbarlicher Freundschaft mit einander gelebt, und viele kindliche Spiele zusammen getrieben. Der Zufall der Anwerbung schleuderte den Einen unter Oesterreich's, den Andern unter Preußen's Fahnen, wie dies in jener Zeit so häufig geschah, und jetzt in dem Toben der Schlacht stießen sie wieder auf einander, und gaben sich in ihrer aufgeregten Kampfeslust gegenseitig den Todesstoß, ohne daß eine Wiedererkennung vorher geschehen war. Und wie die Wiegen dieser beiden Gegner so nahe bei einander gestanden hatten, so sollte jetzt auch ein gleiches Grab ihre Leiber wieder umfassen. Tausende von preußischen, sächsischen und österreichischen Leichen bedeckten im Umkreis von noch keiner Stunde hier das Schneefeld. Für diese Alle besondere Gräber zu machen, war unmöglich, und so begnügte man sich denn, durch die Bauern der Umgegend zwangsweise große Gruben in der durch Feuer aufgethauten Erde graben zu lassen, und dann in einer solchen weiten Grube oft mehrere

hundert Leichen gemeiner Soldaten, Preußen, Sachsen, Oesterreicher, alle bunt durch einander, wie sie nun gerade in der nächsten Nähe umherlagen, zu werfen und mit Erde zu bedecken. Wer jetzt noch das Schlachtfeld von Kesselsdorf mit einer guten Terrainkarte in der Hand achtsam durchwandert, wird an einzelnen Stellen desselben unverkennbare Spuren dieser großen Soldatengräber von jenem ungemein blutigen Kampfestage her entdecken können, obgleich sonst des Pfluges Furche schon längst die meisten Spuren jenes Kampfes wieder verlöscht hat.

Ganz im Gegensatze zu der wilden Wuth, die sich so scharf in den Gesichtern aller Leichen, die durch einen Bajonetstich, oder Säbelhieb, oder Kolbenschlag gefallen waren, aussprach, zeigten die, denen ein Schuß auf der Stelle das Leben geendet hatte, selbst im Tode gar häufig einen ungemein ruhigen, ja selbst friedlichen Ausdruck. Als schliefen sie nur den sanften Schlaf der Ermüdung, nicht aber den des Todes, solche Ruhe lag oft auf dem Antlitz derselben, und nur das Blut, was aus der mitunter kaum sichtbaren Brustwunde sich in langen, rothen Streifen auf den weißen Schnee er-

gossen hatte, bis die Kälte es endlich hatte erstarren lassen, zeigte, daß hier des Lebens warmer Quell für immer versiegt sein mußte.

Ein ungleich schlimmeres Loos wie diese schön und schnell mitten auf der Bahn des bereits erfochtenen Sieges gefallenen Soldaten hatten die vielen Tausende von Verwundeten getroffen, die ringsum auf dem Schlachtfelde umherlagen. Zwar hatte man die größte Sorge angewandt, durch Trainknechte, Officiersburschen, Bauern der Umgegend und kommandirte Soldaten aller derjenigen Korps, die am Schlachttage selbst am wenigsten, oder gar nicht im Feuer gewesen waren, (die treffliche Einrichtung der jetzigen Sanitätskorps kannte man damals noch in keinem einzigen europäischen Heer,) so viel wie möglich schon die Verwundeten von dem Schlachtfelde fortschaffen zu lassen; allein bei der mehrere Tausende betragenden Zahl derselben war dies nicht durchgängig möglich gewesen. Mit furchtbar verstümmeltem Körper und abgerissenen Gliedern, mußte mancher brave Soldat jetzt die lange Decembernacht hülflos auf derselben Stelle, wo er gefallen war, liegen bleiben. Erstarrt von der bedeutenden Kälte, wurden seine Glieder unheilbar durch den

dazu getretenen Frost, seine Wunden, die sonst wohl bei sorgfältiger Pflege noch zu retten gewesen wären und er — selbst eine so sichere Beute des Todes. Aber nur nach langer, langer Qual erlöste ihn dieser erst von seinen Leiden, und furchtbare Schmerzen mußte ein so auf dem Schnee schutzlos daliegender Verwundete viele Stunden erdulden, bis der Todesengel ihm endlich die müden Augen zudrückte. Gewinsele und lautes Gejammere, wie nur der quälendste Schmerz es alten abgehärteten Soldaten abzupressen vermochte, hörte man von allen Seiten auf diesem Schlachtfelde, Todesröcheln erscholl überall und gar manche schaurige Scene, wo Sterbende den Tod herbeiflehten, der nicht so schnell, wie sie es wünschten, kommen wollte, um sie von ihren unerträglichen Qualen zu erlösen, ereigneten sich jetzt während dieser langen Winternacht.

Welche düstere Bilder zeigten sich auch im Schiff der Dorfkirche von Kesselsdorf, und in einigen Bauernhäusern und Scheunen, die weniger von der Feuersbrunst und den Kugeln mitgenommen, doch noch einigermaßen Schutz gegen den eisigen Wind gewähren konnten. Die Feldlazarethe hatten in diesen Räu-

men ihren Sitz aufgeschlagen, und zu Hunderten wurden immer neue Verwundete hineingeschleppt, obschon die Feldscheerer noch nicht zur Hälfte mit den schon darin Befindlichen fertig waren, so sehr sie sich auch in ihrer blutigen Arbeit beeilten. Stalllaternen und angezündete Pechfackeln beleuchteten diese Räume, und gaben den Feldscheerern das nöthige Licht, um ihre Operationen und Verbände, die freilich nur zu oft sehr oberflächlich und eilfertig geschahen, dabei zu verrichten. Die Hemdsärmel weit aufgestreift, die Arme bis zum Ellenbogen von Menschenblut roth, die vorgebundenen Schürzen schon von Blut fast starrend, so dick klebte dasselbe daran, verrichteten diese Feldscheerer hier ihre Arbeiten so geschwind, und dabei auch gleichgültig, wie es nur von Metzgern in einer gut eingerichteten großen Schlächterei geschieht. Viel Sorgfalt konnten sie selbst bei dem besten Willen und dem herzlichsten Mitgefühl keinem Einzelnen zuwenden. Die große Menge der Hülfsbedürftigen drängte zur Eile, und mußte auch nothwendig das Mitleiden abstumpfen.

„Hierher Alle gebracht, denen die Beine abgenommen werden sollen, 34 habe ich schon amputirt,

jetzt kommt Nummer 35 an die Reihe," schrie ein dicker Regimentsfeldscheerer, der sich den Altar zum Amputirtisch ausgesucht hatte, wobei ihm die beiden angezündeten Altarkerzen zu seinem blutigen Geschäfte leuchteten.

„Da bringt Nummer 35 her," rief er den Trainknechten zu, die ihre blutigen Lasten immer auf's Neue herbeischleppten. Der jetzt auf dem Altar zur Amputation gelegte Soldat schien einer der wilden, trotzigen Menschen zu sein, die man zu jener Zeit so häufig in den Heeren fand. Furchtbar war sein linkes Bein von einem Kartätschenschuß zerrissen worden, und überall hingen die Fleischfetzen und Knochensplitter umher, aber trotz dieser grausigen Verwundung kam kein Schmerzenslaut über die Lippen des Verwundeten. Fest hatte er die Zähne in einander gebissen, um jedes Gewimmere, was ihm der Schmerz dennoch vielleicht abpressen könne, zu ersticken, während die dunkeln Augen, die in Fieberhitze glühten, schon tief in ihren Höhlen lagen.

Sehr kaltblütig untersuchte der Regimentsscheerer den zerfetzten Fuß, sprach dann in gleichgültigem Tone, „muß über dem Knie abgenommen

werden," und griff sogleich eben so ruhig nach den schon von Blut triefenden Messern und Sägen, die Operation zu beginnen.

Hol's der Teufel, verfluchter Pflasterkasten, das leid' ich nicht, den Fuß laß ich nicht abschneiden. Ich will nicht nachher Zeitlebens als elender Krüppel auf der Straße herumbetteln, und so allmälig doch nur verhungern. Denn man lieber jetzt gleich gestorben, kommt doch auf Eins heraus," rief der Verwundete, als er diese Kunde von seiner Amputation hörte.

„Halt er sein Maul, er Esel. Glaubt er, wir hätten Zeit, hier einen Jeden nach seinem Willen zu behandeln, hier wird geschnitten," brummte der über die Benennung „Pflasterkasten" erboste Feldscheerer, indem er die Schärfe des großen Amputationsmessers sorgsam prüfte, um die Operation zu beginnen.

„Höll' und Teufel, ich leid's nicht, will 'mal sehen, wer mir meinen Kadaver anrührt, so lange ich noch lebe," schrie der Soldat in der Aufregung des Wundfiebers laut auf, richtete sich plötzlich mit dem Oberleib hoch in die Höhe und gab dem verblüfften Feldscheerer eine so derbe Ohrfeige auf die dicken,

vollen Backen, daß es laut klatschte und die umherstehenden Trainknechte und Krankenwärter ein rohes Gelächter nicht unterdrücken konnten.

Fast hätte im ersten Zorne über solche unsanfte Begegnung der erboste Feldscheerer den Verwundeten, der hell auflachte und rief: „So bedien' ich die, welche mir meinen Fuß anrühren wollen, bin nicht umsonst zehn Jahre bei der Leibkompagnie des alten Dessauer gewesen und weiß, was schlagen heißt," thätlich mißhandelt, bedachte sich jedoch bald eines Anderen, wischte sich das ihm von dem Faustschlag aus der Nase tröpfelnde Blut mit seinem so schon blutig genug aussehenden Aermel ab und rief:

„Werft den Kerl irgendwo in die Ecke und laßt ihn dort verrecken. Eine neue Nummer her."

Schnell befolgten die Träger diesen Befehl. Der Soldat, der noch lachte und spottete: „Hab' doch meinen Willen bekommen und marschir' mit meinen beiden Beinen dort oben zum Appell," ward in einen leeren Winkel der bereits fast ganz angefüllten Kirche gelegt, und ein neuer Verwundeter, der sich geduldiger zeigte, dem Feldscheerer auf den Altar hingeschoben. Ersterer war am Morgen

übrigens schon eine Leiche, da er sich aus seinen unverbundenen Wunden verblutet hatte.

Während es nun so in der Kirche, wie in einzelnen nothdürftig erhaltenen Bauernstuben und Scheunen, wie auf nur zu vielen anderen Stellen auf dem mit Schnee bedeckten Schlachtfelde, an schaurigen Scenen aller Art nicht fehlte und der Krieg, wie stets nach beendetem Kampfe, seine schrecklichste Gestalt zeigte, ging es auf einem freien Platze in der Mitte von Kesselsdorf ganz anders zu. Ein mächtig in die dunkele Nacht hinein flammendes Feuer war hier angezündet, und wurde fortwährend durch ganze Balken, ausgehobene Scheunen und Hausthüren, zerschlagene Mobilien, kurz durch Alles, was den Soldaten nur irgendwie an brennbaren derartigen Dingen in die Hände fiel, noch mehr genährt. Die von Schlagemann'sche Grenadier-Kompagnie des Fürst Leopold von Anhalt-Dessau'schen Regiments hatte sich hier gelagert, und so sehr war dieselbe durch den Kampf zusammengeschmolzen, daß höchstens **40 – 50** Mann dienstfähig waren, so daß sich alle Grenadiere bequem um dies einzige Feuer lagern konnten. Die wiederholten Sturmangriffe auf das Dorf und der heftige Kampf

in demselben, bevor dessen Eroberung gelang, hatte die Grenadiere auf das Aeußerste erschöpft, und da diese Kompagnie die Pflicht hatte, wach zu bleiben, während die übrigen Truppentheile sich fast schon Alle zum Schlafen um ihre Wachtfeuer niedergelegt hatten, so machten es sich dieselben jetzt hier möglichst bequem. So streng auch sonst die Disciplin im preußischen Heere war, jetzt, sogleich nach der siegreich gewonnenen Schlacht, durfte man sich ohne Weiteres Freiheiten erlauben, die sonst wahrlich nicht ungestraft hingegangen wären. Den Vorsitz an diesem Feuer führte jetzt auch kein Korporal, sondern der Grenadier mit der gelben Lederhose, den der alte Fürst am Morgen einen Fünfundzwanziger hatte aufzählen lassen, der seines wilden, trotzigen Muthes und seiner besonderen Zungenfertigkeit wegen bei seinen Kameraden sehr beliebt war. Der „Berliner", so ward dieser aus Berlin gebürtige Grenadier in der ganzen Kompagnie genannt, hatte sich jetzt eines großen, bunt karrirten Schlafrockes des Pfarrers in Kesselsdorf bemächtigt, und denselben über seine arg von Blut und Pulverdampf beschmutzte und dabei zerfetzte Uniform gezogen. Da ihm seine Grena-

diermütze während der Schlacht durch eine Kugel vom Kopfe gerissen war, und die augenblicklich aufgenommene des gefallenen Nebenmannes nicht recht passen wollte, so trug er jetzt zur Bequemlichkeit eine langzipflige weiße Nachtmütze, die er wahrscheinlich ebenfalls aus dem geplünderten und zerstörten Pfarrhause mit fortgenommen hatte. Zum Sitz diente ihm ein großer, mit braunem Leder überzogener Lehnstuhl, in dem früher der Dorfpfarrer gewiß über so manche erbauliche Predigt nachgesonnen hatte und der jetzt, an das Feuer geschleppt, dem Grenadier so recht gelegen war. Auch die anderen Soldaten hatten sich aus Tischen, Stühlen, Bänken möglichst bequeme Sitze zu bereiten gesucht, manche auch die Federbetten aus den nächsten Häusern an das Feuer geschleppt, und wälzten sich jetzt recht behaglich auf denselben herum. Wenn auch häufig die Federn aus den halb zerrissenen Betten aufflogen, und die auf denselben Herumliegenden ganz arg befedert wurden, auf solche Kleinigkeiten achteten jetzt die sonst an eine so peinliche Propretät gewöhnten Grenadiere nicht im Mindesten. In dieser Nacht mußte es Einer schon arg treiben, bevor er eine Strafe erhielte, das wußten

sie und suchten somit die ihnen gar karg zugemessene Freiheit auch möglichst zu benutzen. Das Angenehmste, was diese hier um das helle Feuer, welches mit grellen Streiflichtern oft sehr bärtige und ausdrucksvolle Gesichter beleuchtete, gelagerten Grenadiere jetzt hatten, war aber ein tüchtiges Faß Wein, das zur Seite des Berliners lag, der den Mundschenken machte. Von dem Küchenwagen eines österreichischen Generals war dasselbe erbeutet, und eine ihnen angenehmere Beute hätten die Grenadiere kaum machen können. Die verschiedenartigsten Trinkgefäße, wie sie nun eben im Augenblick zu bekommen gewesen, gingen im Kreise herum, und kamen nur zu bald völlig geleert zu dem Berliner zurück, der sie stets mit neuem Eifer wieder füllte, dabei aber aus jedem Gefäß vorher einen tüchtigen Zug that, „zur Probe, wie er sagte.“ Einige hatten Kochkessel als Trinkgläser, Andere benutzten dazu blecherne Grenadiermützen, die keine Flüssigkeit durchließen, Einer nahm sogar eine leere Patrontasche, von welcher der Deckel abgeschnitten war, ein Anderer eine Bratpfanne aus dem Pfarrhause, ein Dritter wieder einen schönen, großen

Kristallpokal mit einem darauf eingeschliffenen Familienwappen, Gott weiß wo erbeutet. Vollkommen gleichgültig dünkte es den Grenadieren, woraus sie tranken, denn der Wein war gut und in reichlicher Menge vorhanden, das genügte vollkommen, um sie in den größten Jubel zu versetzen. Einige ansehnliche Schinken, Würste und Käse, die ohne Weiteres mit dem Seitengewehr zerhauen, und so an die Einzelnen vertheilt wurden, hatten sich auch noch aufgefunden und so konnte denn zu dem guten Trunk auch noch ein guter Bissen, der das harte Kommißbrod minder schmacklos machte, gegessen werden. Was durfte aber ein Soldat wohl mehr verlangen, eine siegreich gewonnene Schlacht, ein hellflammendes Bivouackfeuer, dazu einen guten Trunk und einen fetten Bissen; da mußte Jeder wohl der fröhlichsten Stimmung sein. Das war aber auch in der That der Fall, und eine fröhlichere und dabei ungebundenere Zechgesellschaft, wie diese jetzt hier in der Mitte des eroberten Dorfes Kesselsdorf lagernde Grenadierkompagnie, konnte wohl nicht leicht gefunden werden. Besonders der lange Berliner war jetzt so recht in seinem Jubel und sang, lachte, trieb Possen, schenkte dabei unermüd-

lich auf's Neue ein, und vergaß sich beim Trinken durchaus nicht. Mit dem alten Korporal Daxenberger, der ihm zur Linken auf dem Kasten eines umgestürzten Munitionskarrens saß, trieb der Berliner besonders seinen Spaß, denn jetzt hier bei dem nächtlichen Trinkgelage galt die Korporalswürde nicht viel, so sehr dieselbe auch sonst während des Dienstes selbst hervortrat. „Da sauft, altes Haus, heute Morgen habt ihr mir einen Fünfundzwanziger aufhauen müssen, daß es nur so knallte, und jetzt füll' ich euch immer von Neuem wieder den Kochkessel mit dem guten Wein hier voll, bin doch eine ehrliche Haut, Korporal," scherzte der Berliner zu diesem, indem er denselben auf's Neue den mit Wein gefüllten Kochkessel hinreichte, nicht ohne jedoch selbst vorher einen tüchtigen Zug aus demselben gethan zu haben. Solch mit Wein angefüllten Kochkessel liebte der Korporal Daxenberger aber sehr, und behaglich schmunzelnd setzte er denselben auch jetzt wieder an seine Lippen, und nahm ihn nicht wieder ab, bis der wohl 2—3 Flaschen betragende Inhalt bis auf den letzten Tropfen geleert war. Der Korporal gehörte zu den stillen Trinkern, die ungeheure Quantitäten von

starken Getränken aller Art hinuntergießen können, ohne daß man ihnen äußerlich auch nur das Geringste davon anmerkt, und sie deshalb lustiger und aufgeregter werden. Nur die kleine spitze Nase in dem hageren Gesicht wurde allmählich immer röther, und die graublauen tief liegenden Aeuglein zwinkerten lustiger, je mehr er trank, sonst blieb er stets gleich schweigsam und gelassen, wenn auch eine Flasche nach der anderen durch seinen langen dünnen Hals in den dürren Leib hinunterrann. „Der Korparal hätte einen doppelten Darm, der durch seinen ganzen Leib ginge und der könnte bei seiner Länge schon ein Dutzend Flaschen darin aufnehmen, ohne daß man es merke," behaupteten mitunter im Scherze die Grenadiere, und der so Gefoppte ließ solch Gerede gern über sich ergehen, denn es gab ihm Veranlassung, bei allen Trinkgelagen im Felde, stets ein gutes Quantum geistiger Getränke vertilgen zu dürfen.

„So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage
In der schönsten Sauf-, Saufkompagnie."

brüllte unterdeß ein Dutzend Grenadiere in mehr lautem, wie gerade sehr harmonischem Gesang. „So

laßt doch das verfluchte Gegröhle sein, man kann ja sein eigenes Wort nicht dabei hören, und mit diesem alten Dessauer Marsch werden wir so schon alle Tage herumgerackert, als daß wir ihn hier noch beim Weinsaufen zum Vergnügen singen sollten,“ schrie der Berliner, der eine gewisse Autorität über Viele seiner Kammeraden zu haben schien.

„Ja, er hat Recht, bei dem Marsch muß man immer an den verdammten Exerzierplatz bei Halle denken, wo uns der alte Schwerenöther damit abrackerte,“ meinte ein Anderer.

„Und wo dein Puckel viele Schläge dabei bekam,“ spottete sein Nachbar.

„Eine Freude war es aber doch, als wir heute Morgen mit diesem Marsch so recht stramm in Schlachtordnung aufmarschirten, und die feindlichen Kanonen den Baß dazu spielten, ohne daß uns dies aus der Ordnung brachte. War zwar hier bei Kesselsdorf wieder ein mordsheißer Tag, trotz der großen Winterkälte, und viele gute Kammeraden mußten in das Gras beißen, aber Ehr und Ruhm hat es uns doch für lange Zeiten wieder gebracht, daß wir diese Bataille so glorreich ge-

wonnen haben," meinte ein Anderer Grenadier, in dessen Zügen ein stolzes Bewußtsein glänzte.

„Ja Ehr und Ruhm haben wir Preußen freilich genug gewonnen, wenn nur das Traktement besser wäre," fiel ein Anderer ein.

„Und Stockschläge weniger" lachte Einer. „Was meint er, Korporal Daxenberger, haut er nicht zu viel?"

„Thue nur meine verfluchte Schuldigkeit auf ausdrückliche Ordre der Herrn Vorgesetzten, und fällt kein Streich zu viel auf eure Rücken, denn da ist genug Platz dafür," gab dieser zur Antwort, sich aufs Neue mit seinem unterdeß abermals gefülltem Trinkgefäß beschäftigend.

„Habt ihr wohl heute, als das feindliche Feuer anfing, und die Kugeln rechts und links schon in unsere Glieder einschlugen, unseren alten Schwerenöther den Fürsten gesehen? Wie leuchteten dem die Augen, und wie leckte er sich vor Vergnügen seinen langen Schnautzbart. Wahrhaftig gerade so wie ein alter vierbeiniger Kater, der eine fette Ratte beim Schwanze erwischt hat, sah er aus," sprach jetzt laut ein Grenadier.

„Ja, und je mehr die Kugeln um ihn pfiffen, desto freundlicher grinste er und spitzte das Maul," fiel ein Anderer ein.

„Der alte Schwerenöther hat auch gut in der Bataille pfeifen, der ist kugelfest, an dem seinen Leib prallen alle Kugel ab," meinte der Erste wieder.

„Ach was Schnickschnack, wie kann ein Mensch wohl kugelfest sein, das ist dummes Zeug. Durch den Schwerenöther sein Fleisch und Blut fahren die Kugeln ebenso gut wie durch unsereins, das heißt, wenn sie ihn nämlich treffen sollten," wollte der mehr aufgeklärte Berliner belehren.

„Du Berliner weißt auch den Teufel was davon, du willst man immer die Klugheit allein ausgefressen haben," riefen jetzt mehrere Grenadiere, die gerade nicht sonderliche Lust zu haben schienen, solche Belehrung anzunehmen.

„Das ist ja ein alter Soldatenspruch, daß die Hexen die Leute kugelfest machen können, und von unserem alten Kater, dem Fürsten, weiß es ein Jeder, daß er es ist. Da hinten in Welschland, wo die schwarze Kunst so recht zu Hause sein soll, da hat auch der Fürst sich schußfest machen lassen, und

bloß eine silberne Kugel kann ihn ums Leben bringen. Mein Vater, der schon unter dem Alten anno 1712 da in Welschland gedient hat, erzählte uns Jungens öfters davon, wie der da sich habe schußfest machen lassen," setzte der erste Grenadier hinzu.

„Ja, und die Kugel kann er mit der bloßen Hand auffangen und kein Schuß trifft ihn, das hab ich selbst schon gesehen," betheuerte hier ein anderer, recht verwettert Aussehender.

„Nun meine Grenadiermütze, die mir im Gefecht durch eine Kugel von Kopfe gerissen wurde, ist dem Alten doch so mit der Spitze an das Maul geflogen, daß er ein verflucht schiefes Gesicht dabei schnitt. Warum konnte er denn die nicht auch mit der Hand auffangen," spottete der Berliner, der sich nun einmal nicht von der Schußfestigkeit des alten Fürsten von Dessau überzeugen lassen wollte. „Mags aber darum sein, wie es will, ein alter Schwerenöther bleibt er aber immer doch, und wenn er nur das gar zu viele Hauen lassen sich abgewöhnen wollte, gäb es keinen Besseren General in der Bataille, wie ihn. Der Alte hat doch Haare auf den Zähnen, und weiß was er will,

und ist kein solch Klugsprecher die viel reden und doch nichts thun, wie so manche andere von den vornehmen Herrn," fuhr er weiter fort.

„Ja recht hat der Berliner," schrien jetzt mehrere Grenadiere, „der alte Schwerenöther ist doch ein Mordskerl unter dem es sich gut fechten läßt. Aber hauen lassen thut er zu viel, und wenn ihm der Teufel in der Hölle einst alle die Schläge wieder aufzählt, die er hier ungerechter Weise den Soldaten hat geben lassen, braucht der auch mehrere Monate dazu, und schlägt sich den Arm dabei halb krumm."

„Hoho! meint ihr Himmelhunde das," tönte jetzt plötzlich eine tiefe, den Soldaten nur wohl bekannte Stimme, und der alte Fürst von Dessau, der von den Trinkern unbemerkt schon einige Zeit in dem Schatten eines nahen Baumes gestanden, und somit allen den Gesprächen, die über ihn geführt waren, zugehorcht hatte, trat jetzt unerwartet in den Kreis der schnell von ihren Sitzen Aufspringenden.

„So! hauen laß ich euch zu viel, glaubt ihr Kerle! aber woher soll denn die Disciplin kommen, wenn ich euch Schwerenothsvolk nicht manch=

mal den Buckel recht blau anstreichen lasse. Und wenn ihr keine Disciplin hättet, könntet ihr dann wohl eine so schöne Bataille gewinnen, und dann solch guten Wein in ganzen Fässern erbeuten. He! — was meint ihr?" sprach der Fürst.

„Da haben Ew. Durchlaucht wohl mal wieder recht. — Na nichts für ungut, hätten Ew. Durchlaucht da vorhin keine solche Schleichpatrouille gemacht, so hätten sie auch nicht hier zu hören bekommen, was wir da so unter uns über Ew. Durchlaucht sprachen. — Auf die Gesuudheit von Ew. Durchlaucht," schrie der Berliner, der sich so leicht nicht verblüffen ließ, indem er die Gesundheit des alten Feldmarschalls Fürst von Dessau ausbrachte, und jubelnd stimmten alle Grenadiere ein, und riefen laut „unser Feldmarschall, der Fürst Leopold, der Sieger von Kesselsdorf soll leben hoch und abermals hoch," ja einige derselben setzten in ihrem halbtrunkenen Uebermuthe noch hinzu: „der Fürst Leopold von Dessau, auch der alte Schwerenöther genannt, soll leben, hoch abermals hoch."

„Danke danke ihr Millionhimmelhunde," schmunzelte der, nach dem heute erfochtenen Siege in be-

sonders guter Laune befindliche Fürst, der bei aller seiner Dienstesstrenge doch oft den ungebundensten Verkehr mit den Soldaten liebte. „Aber was sauft ihr denn, — ist es ein guter Tropfen, laßt mal kosten?“ fuhr er fort.

„Ja Ew. Durchlaucht gießen sie mal einen tüchtigen durch die Gurgel, ist ein Wein wie sie ihn auch nicht alle Tage auf ihrer fürstlichen Tafel bekommen,“ rief wieder der Berliner, und reichte dem alten Fürsten den voll gefüllten Glaspokal den er gerade in der Hand hielt, hin. Der war es stets gewohnt, mit dem ersten besten Soldaten aus einer Flasche oder einem Glase zu trinken, und setzte denn auch jetzt den Pokal nicht ab, bevor er ihn ganz geleert hatte, dann noch die an seinem langen borstigen Schnauzbart sitzen gebliebenen Tropfen mit der Zunge ableckend.

„Schwerenoth das ist ein Wein, der sich trinken läßt. Ja die Kaiserlichen die wissen was gut schmeckt! Da habt ihr Burschen ja einen Fang gemacht, der einen wohl erfreuen kann,“ lobte der Fürst.

„Nicht wahr Ew. Durchlaucht — so einen giebts bei ihnen auf der hochfürstlichen Tafel in Dessau

auch nicht alle Tage, da sind sie zu anhaltisch dazu,“ lachte der Grenadier. „Soll ich noch einmal voll schenken Ew. Durchlaucht, geniren sie sich man nicht, wir gönnen es ihnen gern, denn wenn sie uns auch bisweilen durchkabatschen lassen, ohne daß man recht weiß warum, sind sie doch sonst ein Herr Feldmarschall, wie es keinen beßeren in der ganzen Armee von Sr. Majestät unseren König giebt,“ nöthigte wieder der lange Berliner, und zwar nicht vergebens.

Wohl noch eine halbe Stunde trank und schwazte der alte Fürst nun hier ungenirt mit seinen Grenadieren, und betrug sich ganz so, als wenn er zu ihnen gehörte und nicht der wegen seiner, oft fast grausamen Härte, allgemein gefürchtete Feldherr sei, dann stand er auf und meinte lachend:

„Ihr Schwerenothskerle wollt mich am Ende wohl gar besoffen machen. Aber basta, jetzt wird kein Tropfen mehr getrunken, so gut der Wein auch schmeckt. Jetzt will ich den Rapport an Sr. Majestät unseren König nur fertig machen, und darin setzen lassen, daß die Grenadiere von meinem eigenen Regiment sich mordsmäßig in der Bataille geschlagen haben. Nun sauft mir nicht zu viel,

denn wer morgen früh nicht wieder nüchtern im Gliede steht, der bekommt seinen Fünfundzwanziger das ist nun mal gewiß. Morgen gehts wieder auf die Verfolgung von dem geschlagenen Feind, und dann marschiren wir in Dresden ein. Schwerenoth die werden da drin mal Augen machen, wenn der alte Dessauer mit seinen Preußen als Sieger in ihr Dresden einmarschirt. Sollen uns ordentliche Weihnachtskuchen backen diese Dresdner."

Unter dem nochmaligen Gejuble und Lebehochgerufe der Grenadiere, verließ der Fürst jetzt das Bivouakfeuer, um in sein eigenes Quartier, was eine Viertelstunde davon entfernt lag, zurückzureiten, wobei ihm einige Feldjäger mit brennenden Kienfackeln leuchteten.

Auch an dem Feuer selbst, was übrigens noch mit frischem Brennstoff fortwährend genährt wurde, denn die Nacht war bitter kalt, wurde es jetzt allmählich stiller und immer stiller. Das Weinfaß, so groß es auch war, hatte sich endlich doch ausgeschöpft, und wie nur der Wein erst versiegte, hörte auch das wilde Getobe der Soldaten bald auf, und Müdigkeit und Erschöpfung nach der Anstrengung des heißen Tages trat an die Stelle.

Nur die durch des Dienstes strenge Pflicht zur Munterkeit unerläßlich gezwungenen Soldaten blieben noch wach, sonst ruhte fast das ganze siegreiche Heer den sanften Schlaf der Ermüdung. Schön schläft es sich aber nach einer gewonnenen Schlacht, mag auch das Lager dann noch so hart sein, und der Nordwind auch eisig kalt über die durch das Bivouakfeuer nur nöthdürftig erwärmten Glieder stürmen. Das empfanden in dieser Nacht, nach dem ruhmvollen Siege bei Kesselsdorf, auf's neue die Soldaten Friedrich des Großen.

Siegreich zog das preußische Herr, was noch bei der weiteren Verfolgung des geschlagenen Feindes am nächsten Morgen große Beute, besonders auch an Kanonen und Munitionswagen machte, in das eroberte Dresden ein, und was der alte Fürst Leopold von Dessau seinen Grenadieren in der Nacht am Bivouakfeuer versprochen hatte, konnte jetzt vollkommen erfüllt werden: den Soldaten durch gute Quartiere in Sachsens schöner Hauptstadt, die so eben bestandenen Mühseligkeiten des rauhen Winterfeldzuges bald wieder vergeßen zu machen.

Der glänzende Sieg bei Kesselsdorf, beendete auf ruhmwürdige Weise für die preußische Armee den

sogenannten 2. schlesischen Krieg, denn wenige Tage darauf konnte König Friederich einen für ihn günstigen Frieden zu Dresden abschließen. Das von den feindlichen Heeren arg mitgenommene Sachsen, konnte mit dem Schluß des Jahres 1745 schon wieder freier aufathmen, denn sowohl die österreichischen wie preußischen Truppen, begannen die Räumung desselben, um den Rückmarsch nach ihren früheren Friedensgarnisonen anzutreten. Nach den verschiedensten Gegenden des preußischen Königreiches, marschirten die Regimenter jetzt ab, und manches schöne Band der regen Waffenbrüderschaft, sowohl unter ganzen Regimentern, wie auch einzelnen Personen, ward durch den Frieden jetzt gelockert, Freunde, die in des Kampfes blutigen Stunden, wo der Manneswerth in seiner vollen Bedeutung sich stets zeigt, sich mit einander fest verbunden hatten, und so viele siegesfreudige, aber auch wieder schwere Stunden gemeinsam verlebt hatten, wurden jetzt auf lange Zeiten, ja vielleicht auf immer wieder von einander getrennt. Mochten aber die einzelnen Truppentheile auch noch so weit von einander garnisoniren, und in den langen Jahren des jetzt eingetretenen Friedens, niemals in gemein=

same Berührung kommen, das feste Band der preußischen Waffenehre, und die unbedingte Hingebung für ihren großen König, dessen Siege schon damals die Augen von ganz Europa auf ihn hingezogen hatten, umschloß sie dennoch mit seiner ganzen Kraft, und machte sie zu einem unauflöslichen Ganzen.

Der alte Fürst Leopold von Dessau beendete durch diesen so ungemein glorreichen, und in seinen nächsten Folgen auch so sehr wichtigen Sieg von Kesselsdorf, auf würdige Weise seine an kriegerischen Ehren überaus reiche Heldenlaufbahn. Wenige Jahre darauf schloß der an Jahren schon so alte, in seiner ganzen Körper- und Geisteskraft aber noch so frische und tüchtige Greis die Augen, und als König Friedrich später auf's Neue seine Schaaren in das Feld rücken ließ, um mit ihnen den berühmten siebenjährigen Krieg zu schlagen, da fehlte der alte Feldmarschall, zum gerechten Bedauern gar vieler Soldaten, in der Reihe der vielen glänzenden Heerführer des preußischen Heeres, deren Namen für immer im Buche der Kriegsgeschichte eingetragen sind. Das Andenken an ihn aber lebte unvergänglich fort, nicht allein in den Reihen des Heeres, sondern auch des ganzen

preußischen Volks, denn trotz seiner wirklich oft grausamen Härte, war der Fürst Leopold doch im Ganzen eine ungemein volksthümliche Persönlichkeit, an der besonders auch die gemeinen Soldaten stets mit großer Verehrung hingen. Gar mancher lange gediente Grenadier wußte noch spät nach seinem Tode von dem „alten Schwerenöther" oder dem „alten Kater" diesen oder jenen lustigen Streich voll des kräftigsten Humors, wie er der Menge zusagt, oder einer kühnen That, wie sie derselben imponirt, zu erzählen, und stets dabei ein aufrichtiges Bedauern über sein jetziges Fehlen, auszudrücken.

Seine sonstigen Verdienste aber um die Ausbildung des preußischen Fußvolkes, seiner Lieblingswaffengattung, sind allgemein anerkannt, und Friederich der Große verdankt manchen der glänzenden Siege, selbst im siebenjährigen Kriege, der so überaus tüchtigen Manövrirfähigkeit und strengen Disciplin seiner Infanterie, zu welcher der Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt Dessau, durch sein rastloses Bestreben den Grund gelegt hatte, wesentlich mit.

Viertes Kapitel.

Herr Humpelmayer, der schlaue Wirth „Zum preußischen Adler“ in Juliusburg, war nach der glücklichen Beendigung des 2. schlesischen Krieges, ein noch viel eifriger Preuße wie früher geworden. Während des Kampfes selbst, wo die Glückswage bisweilen zwischen den beiden Partheien hin- und herschwankte, wußte Herr Humpelmayer auch stets eine sehr klug berechnete Neutralität zu beobachten, und drehte und wendete sich so, daß er gewiß nach keiner Seite hin sich nur irgend wie eine Blöße gab. Ja, als das Gerücht sich einst von einer für die Preußen sehr ungünstig ausgefallenen Schlacht in Juliusburg verbreitet hatte, sollte Herr Humpelmayer trotz seines lahmen Fußes, sogar selbst auf die Bodenkammer geklettert sein, um das dort im Winkel aufgestellte frühere Schild „Zum kaiserlichen Doppeladler“ einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, mit geschickter Hand auszubessern und mit neuen Firniß zu überziehen, damit es in fri-

schem Glanze schimmerte, und jeden Augenblick sein Gasthaus wieder schmücken könnte, — falls die Umstände dies erwünscht machen sollten. Dies waren jetzt aber ganz vergeßene Dinge, an die wieder erinnert zu werden, Herr Humpelmayer nicht sonderlich liebte. Der preußische Adler war durch zwei neue eiserne Klammern so fest über seiner Hausthür angeschmiedet, daß er schon einem tüchtigen Sturm trotzen konnte, der österreichische aber, als Brennholz in den Ofen gewandert, damit seine etwaige zufällige Entdeckung dem Besitzer ja nicht den Vorwurf eines zweideutigen Patriotismus zuziehen könne.

Herr Humpelmayer hatte jetzt aber auch vollen Grund mit dem wieder hergestellten Frieden und der Rückkehr der preußischen Garnison sehr zufrieden zu sein. Mehr wie sonst tranken die lustigen Husaren-Officiere, die sich nach der Aufregung des Krieges nicht gleich wieder an das ruhige Friedensleben gewöhnen konnten, in der bekannten großen langen Trinkstube, und die Dukaten und blanken Preußenthaler flossen dem klugen Wirth, der stets für den guten Ruf seines Weinkellers zu sorgen wußte, in reichlicher Menge zu.

Ein übermüthig wildes Treiben herrschte überhaupt jetzt unter den Officieren des Regiments, zu denen mehrere reiche, junge Edelleute gekommen waren, denn der Ruf der preußischen Husaren war durch ihre muthigen Thaten in dem letzten Kriege wieder ungemein gestiegen. Der Dienst in allen seinen Theilen ward mit eiserner Strenge gehandhabt, und wehe dem Officier, der auch hierin nur das Allermindeste versäumte, nur eine Minute zu spät kam, weder Geburt noch gar Reichthum, konnte ihn von den aller empfindlichsten Strafen schützen. Die Dienstesstrenge der damaligen Zeit, hatte im preußischen Heer ungleich härtere Formen wie jetzt der Fall ist, und die Officierarreststuben beherbergten sehr häufig unfreiwillige Gäste. Besonders aber bei den jetzt in Juliusburg und Trebnitz garnisonirenden Escadrons des von Natzmer'schen weißen Husaren-Regiments, wurde aller Dienst mit einem Eifer getrieben und jegliches, auch das mindeste Vergehen dagegen mit einer Strenge bestraft, wie dies in der ganzen Armee des Königs Friedrich, nicht stärker stattfinden konnte. Der alte würdige Major von Wedell, der hier früher das Kommando gehabt hatte, war wegen im letzten

Kriege erhaltener schwerer Blessuren, mit einem Gnadengehalt aus dem Dienst geschieden, und der feurige, noch nicht dreißigjährige Major von Seydlitz an dessen Stelle getreten. Der rastlose Feuereifer dieses Mannes, betrieb aber jeglichen Waffendienst auf eine Weise, daß schon alle Officiere wie Husaren der unter ihm stehenden Escadrons, sich auf das Aeußerste anstrengen mußten, wenn sie ihrem Chef auch nur einigermaßen genügen wollten. War aber der Dienst, der viele Stunden des Tages in Anspruch nahm, beendet, dann zeigte plötzlich der Major von Seydlitz ein ganz anderes Wesen, und der lustigste Kornet konnte es nicht toller und übermüthiger treiben, wie dieser an Jahren noch so junge, in kriegerischer Tüchtigkeit aber schon so bewährte Stabsofficier. Wie die wilde Jagd stürmte die ganze Schaar der Officiere, den Major an der Spitze, auf den feurigen polnischen Rossen, wie damals die Husaren-Officiere sie vorzugsweise gern zu reiten liebten, durch die Gassen ihrer kleinen Garnisonsstädte. Was nur an übermüthigen Reiterstücken, bei denen es Leib und Leben zu wagen galt, ausgeführt werden konnte, das unternahm der Major von Seydlitz gewiß,

und fand unter seinen Officieren stets einige Nachahmer, wenn dieselben freilich ihr Vorbild niemals ganz erreichen konnten. Unter den sausenden Flügeln einer Windmühle im vollen Galopp durchzusprengen, war eine Lieblingsübung des Seydlitz, so ungemein gefährlich dieselbe sich auch zeigt, und so große Kühnheit, verbunden mit Kaltblütigkeit und scharfer Blick dazu gehört, um gerade auf die Sekunde den richtigen Augenblick abzupassen, wenn mit dem Rosse zwischen den beiden Flügeln durchzukommen ist.

Aber auch sonst war kein Graben breit, keine Hecke hoch, kein Hohlweg tief genug, als daß der kühne Reiter nicht wenigstens den Versuch gewagt hätte, mit dem Rosse drüber hinweg zu setzen.

War solch wilder Ritt dann beendet, so stürmte die Schaar der Officiere fast stets in das Schenkzimmer, — womöglich in das des würdigen Herrn Humpelmayer in Juliusburg, der bekannt war, den besten Ungarwein, zehn Meilen weit in der Runde, zu besitzen, und den Flaschen ward dann zum großen Behagen des Wirthes, nicht wenig zugesprochen. Getrunken wurde zu jener Zeit ganz anders wie jetzt; der Wein war dabei wohlfeil und unverfälscht

und wie gegenwärtig nach Gläsern, so berechnete damals gar mancher Officier seine Zeche nach der Anzahl der geleerten Flaschen. So fand denn auch in der Sylvesternacht des scheidenden Jahres 1752 wieder in der Officierstube des „preußischen Adlers" zu Juliusburg ein gar wildes Trinkgelage statt. Einen doppelten Zweck hatte dasselbe, denn es galt theils nach alt hergebrachter Sitte, den Schluß des scheidenden Jahres festlich zu begehen, theils aber auch, den durch Sr. Majestät des Königs Gnade, zum Kornet beförderten bisherigen Junker Schmidt, als Kameraden in den Kreis der Officiere einzuführen. Ueber 7 Jahre hatte Schmidt als Junker dienen müssen, bis er es jetzt endlich im Alter von 28 Jahren zum Kornet brachte, so langsam war es bisher mit seinem Avancement gegangen. Der Friede hatte stockend hierauf eingewirkt und der arme, bürgerliche Junker, war trotz der steten Befürwortung die ihm der Major von Seydlitz unermüdlich zu Theil werden ließ, wiederholt im Avancement übergangen worden. Es hatten sich besonders auch mehrere junge vornehme, und dabei sehr tüchtige Officiere, von den Dragonern und Kürassieren zu dem von Natzmer'schen

Husaren=Regimente übersetzen lassen, so daß es dadurch in demselben mit der Beförderung der eigenen Kornets und Junker, Jahrelang fast gänzlich gestockt. Wer vom Glück zu jener Zeit nicht sonderlich begünstigt wurde, der mußte schon Geduld besitzen, und hatte er diese, so freute er sich später desto mehr, wenn es ihm endlich gelungen war, sein Ziel zu erreichen. So auch jetzt der neue Kornet Schmidt, der sich gar sehr über seine nunmehrige Beförderung zum Officier freute, und nicht mehr daran dachte, wie lange Jahre er darauf hatte warten müssen, um endlich bis zum Kornet zu gelangen. Mit wahrhaft herzlicher Kamneradschaftlichkeit, begrüßten auch alle Husaren=Officiere jetzt den neuen Genossen in ihrer Mitte. Wenn auch vielleicht Ein oder der Andere derselben wohl gewünscht hätte, daß lieber ein bemittelter und vornehmer junger Edelmann die erledigte Kornetstelle erhalten, als der arme Förstersohn Schmidt, so schwand diese Mißgunst bei dem Hinblick auf dessen bewährte militärische Tüchtigkeit doch gar bald. Eine vollständige neue Kornetsequipirung hatten die bemittelten Officiere des Regiments ihrem neuen Kammeraden geschenkt, und der stets frei=

gebige Major von Seydlitz ein sehr hübsches und feuriges, junges polnisches Pferd, das er erst kürzlich aus der Ukraine, wohin er auf Remonten-Kommando geschickt war, mitgebracht, diesem Geschenke beigefügt.

„Reiten sie das Roß im Dienste von Sr. Majestät unserem Könige wo möglich viele Jahre, und möge ihnen noch oft das Glück werden, auf demselben recht tüchtige Attaquen machen zu können, mein lieber Kamerad,“ sprach in dem herzlichen Tone, der ihm in allem außerdienstlichen Umgange so sehr zu eigen war, der Major von Seydlitz zu dem neuen Kornet, als er ihm das edle Thier übergab. „Aber nun, Kameraden, zum Angriff gegen die Flaschen, der Humpelmayer hat schon eine ganze Batterie derselben aufmarschiren lassen und gewiß auch noch eine gute Reserve, dazu hat er schon zuviel von uns Officieren gelernt,“ nöthigte der Major, indem er selbst an den reich mit Flaschen besetzten Tisch, seinem Range gemäß, oben an sich setzte, ihm zur Seite der „dicke Rittmeister,“ der, wie in der Bataille den Feinden, so auch jetzt beim Zechen den Flaschen, gewiß nicht aus dem Wege ging.

Lustig und übermüthig, wie immer bei derartigen Festen, ging es auch jetzt wieder bei diesem Gelage zu. Zu Dutzenden wurden die Flaschen geleert, und immer neue Vorräthe wußte der unermüdliche Wirth mit geschäftiger Hast aus des Kellers Tiefen herbeizuholen. Ward er auch von den Officieren, wie stets der Fall, nicht wenig gefoppt, und bemühten sich namentlich Einige, ihn durch Zutrinken, das er nicht ausschlagen durfte, total betrunken zu machen, Herr Humpelmayer ließ sich solche Späße sehr gern gefallen, denn er hatte ja seinen guten Gewinn davon; zuletzt übrigens wollte die ausgelassene Lustigkeit der Officiere sich fast gar keine Grenzen mehr setzen lassen, und wie immer, war der tollste und wildeste wieder der Major von Seydlitz. Herr Humpelmayer ward jetzt wirklich ganz betrunken gemacht, einige junge Lieutenant's und Kornet's hielten ihn dann gewaltsam fest, während Einer ihm mit einem schwarzgebrannten Korkstöpsel einen mächtigen Schnurbart in sein dickes, rothes Gesicht malte.

Unter allen diesen Tollheiten war endlich die mitternächtliche Stunde herangekommen, und als der Nachtwächter in das Zimmer trat, dreimal in

sein Horn bließ, und den Officieren ein fröhliches Neujahr wünschte, wofür er zum Dank so viel Wein, wie er nur trinken mochte, erhielt, hatte der Jubel gerade seine größte Ausgelassenheit erreicht.

„Jetzt die Pferde heraus, Kameraden, und einen lustigen Ritt gemacht, etwa nach Trebnitz, um dort die Spießbürger aus ihren Betten aufzujagen, oder auch nach Mellenthin zum tollen Herrn von Bismann, der sich freuen wird, wenn er in dieser Nacht noch solche Gesellschaft erhält. Preußische Husaren-Officiere müssen das neue Jahr stets in den Sätteln beginnen!" rief der Major von Seydlitz, der sich kaum ein Vergnügen ohne einen recht verwegenen Ritt dabei, denken konnte.

Solch ein Vorschlag fand, wie zu erwarten, jubelnden Beifall unter der großen Mehrheit der anwesenden Officiere. Die Nacht war hell und klar, der Mond schien in vollem Glanze vom Himmel, der gefallene Schnee durch einen starken Frost recht fest geworden; kurz die Witterung zu einem verwegenen nächtlichen Ritt für, vom feurigen Ungarwein erhitzte, Officiere so günstig wie möglich. Kaum

eine Viertelstunde dauerte es, so stand fast ein Dutzend gesattelter Officierspferde, meist von trefflicher polnischer Zucht, leicht, ausdauernd, abgehärtet und gewandt, vor der Thür, und der Ritt konnte beginnen. Nur wenige ältere Officiere, unter ihnen der „dicke Rittmeister,“ schlossen sich von dieser Reitpartie aus, alle Uebrigen nahmen gern oder ungern an derselben Theil. Vielleicht wäre wohl auch Ein oder der Andere der jungen Herren, jetzt lieber in das warme, behagliche Bett geschlüpft, als nun noch in der kalten Januarnacht einen mehrstündigen wilden Ritt, bei dem man gar leicht sich die Glieder zerbrechen konnte, zu unternehmen. Sich von demselben auszuschließen, scheuten sie sich aber, und nur der „dicke Rittmeister“ und einige ältere Premier-Lieutenant's, wie der „Vater Bruhn,“ die schon ohnehin viele Proben ihrer bewährten Kriegstüchtigkeit abgelegt hatten, durften dies thun, ohne in Gefahr zu kommen, wegen solcher Weigerung von den Uebrigen gar arg verspottet zu werden.

Schon hatten Einige der jüngeren Officiere sich in die Sättel ihrer ungeduldig scharrenden und schnaubenden Rosse geschwungen, als es dem Lieutenant

Steinberg, der bei allen solchen Gelegenheiten stets zu den wildesten Officieren gehörte, einfiel, den Vorschlag zu machen, Herr Humpelmayer müsse jetzt, da er einen Schnurbart habe, doch wenigstens auch einige Mal um den Marktplatz von Julius-burg mit ihnen herumjagen, um so seine viel be-zweifelte Tüchtigkeit zum Husaren auch durch die That zu beweisen.

Ein entsetzliches Anerbieten für den armen, so viel schon geplagten Herrn Humpelmayer, das er mit Anwendung aller möglichen Energie abzulehnen ver-suchte. Doch vergebens, der größte Theil der vom Wein erhitzten Officiere, versprach sich viel Vergnü-gen davon, jetzt den Wirth im Sattel zu sehen, und stimmte jubelnd in diesen Vorschlag mit ein. Zwar wollte der nunmehr auf das Aeußerste ge-brachte Wirth noch zu entwischen versuchen, und hatte fast seinen Keller schon glücklich erreicht, um sich in diesem einzuschließen; allein einige junge Officiere holten ihn noch zur rechten Zeit ein, und schleppten den mit Händen und Füßen um sich Stoßenden, unter dem lauten Gejuble und Gelächter aller Uebrigen vor die Hausthür auf den Markt-platz, wo die Pferde standen.

Hier ward nun Herrn Humpelmayer ein alter Husarenmantel umgehängt, und er dann von rüstigen Armen gewaltsam in den Sattel eines Reitpferdes der Ordonnanzen hineingehoben. Man steckte ihm einen Büschel Mähnenhaare in beide Fäuste, setzte die Füße in die Steigbügel, der Lieutenant Steinberg, der schon im Sattel saß, ergriff die Zügel des Pferdes, auf dem der schreiende Wirth sich angeklammert hatte, und unter dem Gelächter, Gejuble, Hurrahgerufe der Husaren-Officiere, ging es fort in sausendem Galopp auf dem mit Schnee bedeckten Marktplatze des Städtchens. Der Lärm der Officiere, hatte viele der ehrsamen Bürger, die den Sylvester-Abend nach althergebrachter Sitte beim fröhlichen Trunke feierten, an die Fenster oder vor die Hausthüre gelockt. Mochten Manche derselben auch innerlich das übermüthige Benehmen, mit dem die Officiere jetzt wieder gegen den Wirth verfuhren, mißbilligen, für den Augenblick konnten sie jedoch ein lautes Gelächter über den Anblick, der sich ihnen darbot, nicht unterdrücken.

Es sah aber auch zu komisch aus, wie ängstlich Herr Humpelmayer sich fest mit beiden Fäusten in die langen Mähnhaare des Husarenpferdes einge-

klammert hatte, die kurzen Beine weit am Sattel heraufgezogen, den Rücken geduckt, das dicke, weinrothe Gesicht zu dem kläglichsten Grinsen verzerrt, dabei den langen Haarbeutel beim raschen Ritte im Nacken auf- und niederschwankend. Und nun das demüthige Bitten, das zornige Drohen gegen den übermüthigen Officier, das Anrufen aller möglichen Schutzgeister, was unaufhörlich in den verschiedenartigsten Tönen aus der geängstigten Brust des geplagten Reiters erscholl!

Drei- — viermal mochte unter lautem Hallohgerufe und Angetreibe der Officiere, der Lieutenant Steinberg mit dem Herrn Humpelmayer an seiner Seite schon so in vollem Galopp um den Marktplatz herumgesprengt sein, als er, endlich des Spieles überdrüßig, den Zügel des Handpferdes losließ. Der festen Führung entledigt, machte das scheugewordene Roß jetzt einen jähen Seitensprung, und Herr Humpelmayer lag sogleich im tiefen Schnee daneben. Gerade einen recht hoch an der Ecke zusammengewehten Schneehaufen hatte derselbe sich zum Herabfallen ausgesucht, so daß er weich fiel, und weiter nicht den allermindesten Schaden erlitt, auch sich bald sprudelnd und scheltend, und dabei

doch herzlich erfreut, endlich von seinem unbehaglichen Sitz wieder erlöst zu sein, aus dem tiefen Schnee, in den er mit dem Kopfe zuerst tief hineingefallen war, herauskrabbelte und dann, von dem Gelächter und Gespotte der Officiere verfolgt, so schnell er nur konnte, seinem Hause zueilte. Dem Lieutenant Steinberg, dem Anstifter des wilden Rittes, schwur er aber grimmige Rache, und hielt dies Gelübde auch nach seiner Art mit zäher Beharrlichkeit. Der Lieutenant konnte sicher sein, bei jeder Gelegenheit von dem schlauen Wirth geprellt zu werden, und wenn es sich nur irgendwie thun ließ, den schlechtesten Wein, die versalzensten Speisen und wo möglich doch dafür die theuerste Rechnung zu erhalten. Ja noch nach mehreren Monaten, als der Lieutenant Steinberg einst zu einem Hochzeitsschmause auf dem Lande reiten wollte, und vorher noch einen Steigbügeltrunk bei Herrn Humpelmayer einnahm, mischte dieser verrätherischer Weise eine schwache Dosis Brechweinstein in das große Kelchglas mit herbem Ungar, was er dem schon zu Rosse sitzenden Officier brachte, so daß derselbe sehr wenig Freude bei dem Gastmahl hatte, ja sogar sich selbst, wie auch seinen Wirthen, bedeutend zur Last fiel. Rache

auf seine Weise nahm Herr Humpelmayer überhaupt für jeden übermüthigen Streich, den ihm die Officiere spielten, darauf konnten diese sicher rechnen, und doch vermochte dies nicht, ihre Neckluft zu mäßigen.

„Zu Pferde, rasch in die Sättel, ihr Herren!“ rief jetzt der Major von Seydlitz, nachdem die auf dem Marktplatz stehenden Officiere sich über den komischen Ritt des Gastwirthes, und dessen eiligen Rückzug in sein Haus genug ausgelacht hatten, und voltigirte selbst mit der Geschicklichkeit des besten Kunstreiters, in den Sattel des muthigen Hengstes aus der Tartarei, den er an diesem Abend ritt.

In vollem Galopp, den Major an der Spitze, sprengte die wilde Schaar jetzt durch die engen Gassen von Juliusburg, dem Freien zu. Ein geschlossenes Thor hatte das kleine Juliusburg nicht, und ein Schlagbaum mußte die Stelle desselben vertreten. „Hussah, gleich ein guter Anfang für unsere Pferde, um sie im Springen zu üben!“ schrie der Major von Seydlitz und setzte mit seinem Hengst über den Baum, und ihm nach folgte die ganze Schaar der Officiere. Ein oder das andere Roß stolperte wohl etwas, und fiel mit seinem Reiter in

den Schnee, aber auf derartige Kleinigkeiten wurde bei diesen tollen Ritten nicht weiter geachtet, und wer stürzte, der mußte selbst sehen, wie er wieder in den Sattel kommen und den Andern nachfolgen konnte.

Wie die wilde Jagd stürmte die Schaar der Officiere jetzt über die mit Schnee bedeckten Felder der Gegend zu, in welcher das eine Meile entfernte Gut des alten Herrn von Bismann lag. Ein mit Personen vollgepackter Bauernschlitten kam dem Major von Seydlitz, der, wie stets bei derartigen Gelegenheiten, den anderen Reitern um eine gute Flintenschußlänge voraus war, in den Weg. Der friedliche Pastor des benachbarten Kirchdorfes, der mit Frau und Kind und Vetter und Muhme zur fröhlichen Sylvesterfeier bei einem Kollegen in einem anderen Dorfe gewesen war, saß in dem langen, aber nur schmalen Raume des Schlittens. Wie die Vöglein im warmen Neste, so eng verpackt, hockte die ganze Pastorfamilie jetzt hier in dem Stroh und Heu des Schlittens beisammen, kaum die Nasenspitzen aus der behaglichen Umhüllung in die kalte Winternacht hinaussteckend. In langsamem Tritt zogen zwei plumpe Ackergaule die schwere Last auf

der glatten Schneebahn fort, und hell klangen die vielen Schellen an ihrem Geschirr in der klaren, kalten und dabei stillen, nächtlichen Luft.

„Ein guter Sprung ist hier für meinen Hengst zu machen, Steinberg!“ rief der Major von Seydlitz dem ihm zunächst reitenden Lieutenant zu, indem er sein schnaubendes Roß einen Augenblick anhielt.

„Was, über den Pastorenschlitten wollen sie setzen, Herr Oberstwachtmeister? — das ist ein verteufelter Satz. — Und wenn der nun mißglückt?“ antwortete, ein so verwegener Reiter er auch selbst sonst war, dieser mit sehr zweifelnder Stimme.

„Ah — pah, frisch gewagt ist halb gewonnen, heißt es bei uns Husaren. — Also vorwärts, Tartar!“ und mit diesen Worten spornte der Major von Seydlitz wieder seinen Hengst an. Und nun geradezu auf den Schlitten hin das Roß zu dem gewaltigen Sprunge über denselben der Quere nach angespornt, und mit vollendeter Reitergeschicklichkeit den kühnen Satz ausgeführt. So schnell und überraschend kam dies Alles, daß die im Schlitten sitzende Pastorenfamilie kaum Zeit gehabt hatte, sich zu ängstigen. Erst in dem Augenblick, da das springende Roß ihnen dicht über den Köpfen schwebte,

hatten die Weiber und Kinder in ein ängstliches Zetergeschrei ausbrechen können, während der erschreckte Ackerknecht, der von einem schmalen Sitzbrette vorn am Schlitten aus, sein Gespann lenkte, gleichsam erstarrt über solche Kühnheit dasselbe anhielt.

„Prost Neujahr, Hochwürden, nehmt's nicht für ungut, daß ich euch so über euren Schlitten hinwegsetzte. Hier mein Tartar wollte es aber nicht anders," begrüßte lachend jetzt der Major von Seydlitz, der gleich nach vollführtem Sprunge sein Roß angehalten und herumgeworfen hatte, den verwundert aus seinem langen Schafpelze sich herauswickelnden Pastoren.

„O mein Gott, da kommt noch so Einer angejagt!" rief in demselben Augenblick aber mit dem furchtbarsten Schrecken die Frau Pastorin, und gleich der Hühnerschaar vor dem über ihren Köpfen schwebenden Falken, duckten Alle im Schlitten sich unwillkürlich so tief, wie sie nur konnten. Selbst der Knecht purzelte vor Schreck von seinem Sitze und lag fast mit dem Kopfe unter dem Hintertheil seiner ruhig stehenbleibenden Gaule. Der Lieutenant Steinberg war es, der so eben angejagt kam, und

der Schlittengesellschaft solch Schrecken einjagte. Derselbe machte es sich nämlich zum festen Grundsatz, wenn nur irgend möglich, stets dem Major von Seydlitz nachzureiten, und hatte er auch schon wiederholt mehr oder minder bedeutende Verletzungen bei solchen waghalsigen Ritten davongetragen, so unterließ er dieselben doch nicht. So kam er denn auch jetzt gegen den Schlitten angesprengt, gab dem polnischen Schimmel, den er ritt, die Sporen und suchte unmittelbar vorn über den Kutschersitz den Sprung zu machen. Der Satz gelang auch so weit recht gut, nur blieb leider zuletzt das Roß mit dem einen Hintereisen hinten im Strange eines Zugpferdes hängen, stürzte nun gewaltsam zu Boden, und schleuderte seinen Reiter über den Hals fort und mit dem Kopfe gegen einen Wegstein, der einige Fuß aus dem Schnee hervorstand. Von dem heftigen Fall betäubt, blieb der Lieutenant Steinberg mit blutendem Kopfe im Schnee liegen, während sein unverletztes Roß sich wieder aufraffte, und in flüchtigen Sätzen querfeldein, dem heimathlichen Stalle zueilte.

Noch größer wie anfänglich bei dem wilden Sprunge über ihren Schlitten, war jetzt der Schreck

der Pastorenfamilie, da sie den anscheinend leblosen Officier mit blutendem Kopfe im Schnee liegen sah.

„I du meine Güte, da hat der arme Mensch gar den Hals gebrochen, das kommt von dem sträflichen Uebermuthe her," klagte die Frau Pastorin, war aber sogleich in echt weiblicher Mildthätigkeit bemüht, sich aus ihren verschiedenen Mänteln und Fußsäcken loszumachen, um dem Liegenden zur Hülfe zu eilen. Auch der Major von Seydlitz war sogleich vom Pferde gesprungen, und hatte den Lieutenant Steinberg aufgehoben, dabei zu seiner Freude bemerkend, daß dessen Puls noch schlage, er also nicht schon dem Tode verfallen war.

Die erwachsenen Töchter der Pastorin, drei an der Zahl, kletterten jetzt ebenfalls vom Schlitten, und umringten mitleidig den noch immer betäubt daliegenden Officier, während nach und nach auch die sämmtlichen übrigen Husaren-Officiere angesprengt kamen und, von ihren Pferden absitzend, ebenfalls den Kreis vermehrten.

Der Zufall wollte, daß der Ackerknecht des Pastoren noch eine halbgefüllte Branntweinflasche in seiner Tasche bei sich führte. Dem Verwundeten

und Betäubten wurden nun einige Tropfen Branntwein eingeflößt, ihm seine breite, aber sonst nicht weiter gefährliche Kopfwunde, die noch stark blutete, mit Schneewasser gereinigt und mit einem Schnupftuch verbunden, und er so nach und nach wieder zum Bewußtsein gebracht.

„Das war ein verdammter Sturz, Herr Oberstwachtmeister — na', aber das nächste Mal mache ich es besser," waren die ersten Worte, die der aus seiner Betäubung aufwachende Lieutenant Steinberg an den über ihn gebeugten Major von Seydlitz richtete. Um den Ritt weiter fortsetzen zu können, war der Gestürzte aber noch viel zu schwach, und mit wahrhaft christlicher Freundlichkeit, ganz den Schreck, den ihr die übermüthigen Sprünge der beiden Officiere über ihren Schlitten eingeflößt hatten, vergessend, erbot sich die Pastorenfamilie, denselben mit sich in ihr Haus zu nehmen, und ihn dort so lange zu pflegen, bis er ohne Schaden wieder nach Militsch, wo er in Garnison stand, hingebracht werden könnte.

„Das ist eigentlich zu viel Güte, Hochwürden, und die habe ich nicht verdient; aber nehmen sie mich nur als ihren halben Confrater mit sich —

denn ehe ich unter die Husaren kam, habe ich als ehrsamer Kandidat der Gottesgelahrtheit auch einmal die Kanzel bestiegen. War aber ein verzweifelt schlechter Prediger, und passe besser für den Sattel, wie für die Kanzel," scherzte der Lieutenant Steinberg, dessen unversiegbare Lebenslust schon wieder sich zu regen begann, obgleich er körperlich noch so schwach war, daß man ihn in den Schlitten tragen mußte. So bequem wie möglich ward er hier gebettet, und in seinem mildthätigen Sinn überließ ihm der Pastor sogar seinen eignen Sitz, und legte den Weg nach dem nicht mehr fernen Pfarrdorfe zu Fuß zurück, da der Schlitten sonst zu überfüllt wurde.

„Glück hat doch bei alledem der Steinberg, habt ihr wohl die älteste Pastorentochter gesehen? Donnerwetter, ist das ein Prachtmädel. Der ihre hellblauen Augen blitzten im Mondschein, daß ich gar nicht genug hineinsehen konnte. Wahrhaftig, wenn ich mich von der so einige Wochen könnte pflegen lassen, nähm' ich auch gern dafür so ein Loch im Kopfe mit in Kauf," meinte ein junger Kornet zu den Kameraden, als der Schlitten, in dem der Lieutenant Steinberg, wohlverpackt, gerade mitten zwischen

zwei Pastorentöchtern saß, abgefahren war. Auch der Major von Seydlitz, der mit seinem feurigen Herzen sehr leicht für jedes hübsche Mädchen eine Neigung faßte, blickte dem schönen Pastorentöchterlein noch lange mit Wohlgefallen nach, und schien es nicht ungern gesehen zu haben, wenn er des Lieutenants Platz selbst eingenommen hätte.

„Weiß der Teufel," brummte er, „wenn ich auch noch so oft stürze, mich hebt nie ein hübsches Mädchen auf, sondern nur solche Hexen von alten Weibern, daß ich je eher je lieber wieder in den Sattel springe, um nur von ihnen wegzukommen."

„Die jungen Mädchen haben vor ihnen zu viel Furcht, Herr Oberstwachtmeister, da weiß Jede, daß sie verloren ist, wenn sie zu lange in ihrer Nähe bleiben darf," scherzte der Lieutenant Graf Schulenburg.

„Wollte, daß sie recht hätten, Herr Kamerad, hat sich was mit Glück machen bei hübschen Mädchen in den verdammten Nestern, wo wir in Garnison liegen. Wenn man so nur mal einige freundliche Worte mit einem jungen Dinge spricht, gleich trätschen ein Paar Stunden nachher alle alten Kaffeeschwestern im ganzen Orte darüber, und ma=

chen die Kleine scheu und abspenstig," meinte der Major, indem er sich wieder in den Sattel seines Tartaren schwang, der schon lange ungeduldig geschnaubt, und mit den Füßen tiefe Löcher in den scharf gefrorenen Schnee gescharrt hatte.

Und nun ging es wieder in vollem Galopp querfeldein, über Gräben und Wege, bis die Schaar der Officiere denn auch bald vor dem Gutshofe des Herrn von Bismann, dem dieser nächtliche Besuch zugedacht war, anlangte.

Tiefe Ruhe lag schon auf dem ganzen weitläuftigen Hofe mit dem daran stoßenden Schlosse, und selbst der Nachtwächter, der bei der Sylvesterabendfeier in der Gesindestube wohl ein Gläschen Schnaps zu viel getrunken haben mochte, schien sich einen versteckten Winkel ausgesucht zu haben, das neue Jahr mit einem recht festen Schlafe zu beginnen. Diese Oede und Stille paßte aber vortrefflich zu dem Plane der Husaren-Officiere, den alten Herrn von Bismann recht unerwartet in seinem Schlosse zu überfallen, und dann den möglichsten Schabernack ihm zu spielen. Sie standen mit demselben auf einem so vertrauten Fuße, daß sie sich dies schon erlauben konnten, und wußten, daß der Alte, wenn

er auch vielleicht etwas fluchte und wetterte, doch im Grunde seines Herzens solch Getobe billige, und es selbst nicht recht viel besser machte. In seiner Jugend hatte er lange als Officier bei den Husaren in Ungarn gestanden, und gewiß dort gar viele tolle Streiche getrieben, jetzt lebte er als kräftiger Funfziger auf seiner schönen Besitzung, und führte daselbst ein sehr behagliches Junggesellenleben. Die Jagd nahm fast seine ganze Zeit in Anspruch, sonst hatte er einen gut ausgerüsteten Marstall, einen Keller, gefüllt mit dem besten Ungarweine; einem Landsknecht oder Würfelspiel ging er auch gerade nicht aus dem Wege, und wie böse Zungen behaupteten, beherberge auch das weitläuftige Schloß, zu gleicher Zeit oft mehr wie eine ebenso hübsche, wie leichtfertige Haushälterin. Einen geeigneteren Ort, den Rest der Nacht auf möglichst tolle Weise zu durchschwärmen, hätten also die Officiere kaum finden können.

Fest verschlossen war das mächtige Hofthor, und selbst auf das wiederholte Rufen des Majors von Seydlitz, erschien kein Mensch, dasselbe zu öffnen.

„Hoho, hier schläft Alles. Na wartet nur, wollen den Alten desto mehr aufschrecken. Folgt mir nur, ihr Herren, ich weiß einen Weg, auf dem

wir mit unseren Pferden in den Garten und so zum Schlosse kommen können!" rief der Major, wandte sein Roß, und ihm nach die Schaar der Officiere. Zwar mußten die Reiter noch einen theilweise gefährlichen Weg machen, und einen Graben mit Hecke überspringen, kamen dann aber Alle glücklich und unbemerkt mit ihren Pferden im Park unter den Fenstern des Schlosses an.

„Was machen wir jetzt, um den Alten so recht gehörig zu erschrecken?" frug der Major von Seydlitz die um ihn haltenden Officiere, förmlich eine Art von Kriegsrath anstellend. „Haben die Herren vielleicht ihre Pistolen bei sich im Halfter? dann können wir Alle zu gleicher Zeit ihm eine Salve unter seinem Schlaffenster abschießen, daß er schon aus den Federn heraussoll."

Die meisten Officiere führten ihre geladenen Pistolen bei sich, wie dies in damaliger Zeit, wo in hartem Winter die Wölfe noch viel in Schlesien herumstreiften, gewöhnlich der Fall war. Ein Lieutenant meinte aber: „Ich habe zufällig ein Pfund Jagdpulver, das ich in Juliusburg einkaufen ließ, vorne im Pistolenhalfter. Damit wollen wir den einen kleinen Böller, der dort auf der Schloßterrasse

steht, laden, und dann dicht unter dem Schlaffenster des alten Hamsters abfeuern, das knallt noch stärker wie unsere Pistolen."

Solch Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und einige junge Officiere sprangen schnell von den Pferden, schleppten mit Mühe den schweren Böller unter das Fenster des Schloßherrn, reinigten ihn von Schnee, luden dann das Pulver ein, einen starken Moospfropfen vor die Ladung setzend, so daß der Schuß gehörig krachen mußte.

„So, jetzt wieder zu Pferde bis auf den Kornet Schmidt, der den Kanonier macht. Und wenn nun der Schuß gekracht, und der Alte die Nase zum Fenster heraussteckeu will, dann auf mein Kommando „Feuer" eine Salve mit unseren Pistolen gegeben, so daß er einen doppelten Schreck bekommt," ordnete der Major von Seydlitz wieder an.

Mit militairischer Pünktlichkeit ward der übermüthige Streich auch jetzt ausgeführt. Mächtig krachte der stark geladene Böller dicht unter der Schlafstube des Gutsbesitzers, und klirrend fielen mehre Scheiben, die von dem Schuß gesprungen waren, zu Boden.

Des guten Weines voll, ruhte der Herr von Bismann sanft auf seinem Lager, als der donnernde Schuß ihn so unhöflich erweckte. Mit einem Satz sprang er aus den Federn und riß die Fensterladen auf, zu sehen, wodurch solch' ungewöhnlicher Lärm, der ihn fast den gewaltsamen Angriff einer bewaffneten Räuberbande befürchten ließ, herbeigeführt worden sei.

„Feuer!" kommandirte in demselben Augenblick, da die lange Nase des Alten an der zerbrochenen Fensterscheibe erschien, der Major von Seydlitz, und hoch anschlagend, schossen die Officiere ihre Pistolen zu gleicher Zeit ab, daß die Kugeln in die dürren Aeste der nächsten Bäume schlugen. Fast wäre bei diesem zweiten Geknalle der Gutsherr vor Schreck wieder vom Fenster zurückgefahren, da hörte er ein lautes Gelächter, und ein fröhliches: „Glückliches Neujahr, Herr von Bismann."

Und wie er nun das Fenster so weit geöffnet hatte, um bequem heraussehen zu können, erblickte er bei dem fast taghellen Mondenschein 8—9 Husaren-Officiere, in einer Linie hoch zu Rosse haltend, an ihrer Spitze den Major von Seydlitz, der ihm lachend zurief: „Gut aus dem Arme der Liebe auf-

geweckt, alter Sünder; so geht's, wenn man sein Schloßthor nicht offen hat für werthe Gäste, die selbst einen Nachtritt nicht scheuen, um ihren Neujahrswunsch recht früh darbringen zu können."

Anfänglich wußte der Schloßherr selbst nicht recht, ob er zürnen oder lachen sollte über solche unsanfte Störung, besann sich aber bald eines Besseren und rief: „Ihr Sakermenter, mich so aufzuschrecken. Na wartet, hätte ich das gewußt, ich wollte mit blinden Schüssen zwischen eure Pferde geknallt haben, daß sie ordentlich auseinander gestoben wären. Doch nun macht, daß ihr aus den Sätteln in das warme Zimmer kommt, und einen guten Trunk in eure durstigen Kehlen hinuntergießen könnt."

Welchen Tumult hatten aber diese unerwarteten Schüsse im Schlosse und in den Wirthschaftsgebäuden hervorgebracht. Der davon aufgeschreckte Nachtwächter wollte seine frühere Nachläßigkeit jetzt durch verdoppeltes Blasen auf seinem Horne wieder gutmachen und tutete, als solle ihm die Lunge springen. Aus allen Kammern und Ställen kamen die zahlreichen Dienstleute aller Art, Männer und Weiber

bunt durcheinander, Alle nothdürftig bekleidet, wie sie gerade aus den Betten gesprungen waren, hervorgestürzt, denn sie mußten bei all' dem Gelärme anfänglich glauben, das Schloß stehe schon in vollen Flammen, oder werde durch eine Räuberbande angegriffen. Die Männer riefen, wo es brenne, und was da los wäre, die Mädchen kreischten und jammerten in allen möglichen Tonarten, die Hunde heulten, die Katzen miauten, alles Vieh in den Ställen schreckte aus seiner nächtlichen Ruhe auf und klirrte an den Ketten; kurz es war überall die größte Verwirrung und das ärgste Gelärme und Durcheinandergelaufe. Auch die Stubenmädchen im Schlosse und zwei hübsche Haushälterinnen ließen in dem sehr dürftigen Kostüme, worin sie sich zeigten, gar manche sonst mehr verborgene Reize bewundern, und es kam bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen und einigen sie eifrig verfolgenden jüngeren Husaren-Officieren zu Scenen, die sich in einem Buche nicht gut beschreiben lassen, obgleich sie Letzteren viel Vergnügen zu gewähren schienen. Zu all diesem Gelärme nun noch die Officiere, die über ihren tollen Streich mit Lachen gar nicht aufhören konnten, und deren Erscheinen hoch zu Rosse, mitten in dem wohlverschlos-

senen Schloßhofe, sich anfänglich Niemand erklären konnte.

Nach und nach hatte der Tumult sich denn wieder gelegt, und die Dienstleute den Grund dieses Geschießes erfahren. Die Officiere übergaben ihre Pferde den Reitknechten des Schloßherrn, zum Einziehen in die Ställe und sorgsamen Pflege, und eilten in den ihnen wohl bekannten Schloßsaal, zu dessen Erwärmung schon ein hellflammendes Kaminfeuer, in dem ganze Holzscheite geworfen worden, brannte. Bald erschien auch der Wirth selbst, der unterdeß sich in die Kleider geworfen hatte, zur Begrüßung seiner zwar uneingeladenen, aber nichts desto weniger herzlich willkommenen Gäste.

Ein nochmaliges, fröhliches „Glückliches Neujahr, oder Prost Neujahr der Husarenofficiere," empfing denselben.

„Nun, eine saubere Art einen aus dem Schlafe zu erwecken, habt ihr Herrn zwar; aber das schadet nichts, seid mir herzlich willkommen, und laßt uns das neue Jahr nur gleich nach alter Väter Weise durch einen vollen Humpen Ungarwein begrüßen," sprach herzlich Herr von Bismann zu

seinen Gästen, dabei Jedem derselben recht kräftig die Hand schüttelnd und drückend. Trotz seiner Jahre war er noch immer ein sehr stattlicher und besonders starker Mann, und so geschah denn dieser Händedruck auch absichtlich so derb, daß manchem jungen Officier fast die Finger lahm davon wurden. Eine kleine Rache für den ihm vorhin gespielten Streich, übte auf diese Weise der Schloßherr jetzt aus. Nunmehr aber erschien ein Jägerbursch desselben, denn andere männliche Bediente wurden in der Junggesellenwirthschaft auf dem Schlosse gar nicht gehalten, mit großen Schüsseln auf denen ein wilder Schweinskopf, Würste, Gänsebrüste, und ähnliche derartige derbe Fleischspeisen lagen, während ein zweiter Jäger unter einem schweren Korbe mit gefüllten Flaschen herbei keuchte. Ein tüchtiges Mahl zwar, um es mitten in der Nacht einzunehmen, aber wie in allen ihren Sitten, so war auch in dem Genuß ihrer Speisen die Männerwelt jener Zeit kräftig und derbe, und zum Geschlürfe von Kaffee oder Thee, hätte ein Husarenofficier Friedrichs des Großen, sich wahrlich nicht leicht bewegen lassen. Der nächtliche Ritt bei der scharfen Winterkälte, hatte den Appetit tüchtig

geschärft, die Weindünste von dem Trinkgelage in Julinsburg, waren schon wieder aus den Köpfen der Officiere verflogen, und so hieben diese denn auf den kalten Braten ein, und leerten die Flaschen mit dem feurigen Ruster und Erlauer, daß der Wirth schon seine Freude daran haben konnte, wie trefflich es seinen Gästen bei ihm mundete. Wenn bei Herrn von Bismann viel getrunken wurde, so war gewöhnlich auch ein Hasardspiel damit verbunden, und nicht lange dauerte es, so klapperten die Würfel auf der blanken Nußbaumtafel, vor der die Schüsseln mit Speisen abgeräumt waren. Der Major von Seydlitz aber, obschon sonst ein gar arger Spieler, hatte in dieser Nacht keine Neigung zum Spiel, und einige andere unbemittelte Officiere, deren Kassen nicht darauf eingerichtet waren, solch Gewürfle mit Dukaten oder harten Preußen-Thalern zu treiben, schlugen die Theilnahme an demselben ebenfalls aus. Der Major wußte, daß hübsche Mädchen im Schlosse waren, und war dies der Fall, da stellte er denselben sicherlich mit vielen Eifer nach. Zwar liebte es Herr von Bismann nicht sonderlich, wenn seine militairischen Gäste sich allzuviel mit seinen Haushälte-

rinnen und sonstigen Dienstmädchen abgaben, und suchte dieselben stets möglichst zu verbergen.

Leider gelang ihm dies aber nicht immer, und gar wenn der Major von Seydlitz dabei war, fast niemals. So hatte Letzterer denn halb mit Gewalt, halb mit Güte, Alles was nur einen Unterrock im Schlosse trug, und dabei ein leidliches Gesicht hatte, im großen Schloßsaal zusammen gebracht, wobei es an Lachen, Kreischen der Mädchen, auch wohl an ausgetheilten Küssen und ähnlichen Liebkosungen von Seiten der Officiere, nicht fehlte, und eine gestrenge Hausfrau, wenn solche vorhanden gewesen, mit Recht viel Aergerniß gehabt haben würde. Diese fehlte aber im Schlosse und wenn Herr von Bismann selbst auch bisweilen etwas fluchte und brummte, nun so kehrten sich die Officiere nicht sonderlich viel daran, und am Wenigsten gar der Major von Seydlitz selbst. Wie nun so an 6—8 Mädchen verschiedener Art, meistens aber mit recht hübschen Gesichtern, im Schloßsaal beisammen waren, da mußte der alte Gärtner mit seinem Dudelsack in den Schloßsaal kommen und zum Tanze aufspielen. Und nun führten die Husaren-Officiere mit den Haushälterinnen

und Mädchen die lustigsten Tänze auf, und sprangen und tollten in dem großen Saale herum, daß die Spieler, die ihren Würfeltisch in die Ecke neben dem Kamine gesetzt hatten, nicht wenig dadurch gestört wurden, und manches verdrießliche Gebrumme und Gefluche aus jenem Winkel erscholl. Was nur der ausgelassendste Uebermuth eingeben konnte, wurde gewiß jetzt in dem weiten geräumigen Schloß-saal getrieben, und dabei getrunken, daß wieder-holt neue Körbe mit Ungarwein aus des Kellers kühler Tiefe herausbefördert werden mußten. Da-bei klirrten auf dem Spieltisch die Dukaten und harten Thaler, klapperten die Würfel, erscholl auch häufig ein kräftiger Fluch, wenn gerade Ein oder der Andere der Spieler, einen allzufühl-baren Verlust in dem Augenblick erlitten hatte. Dazwischen das Gekreische und Gekicher der Dir-nen, bei den mitunter oft nicht allzuzarten Lieb-kosungen der Husarenofficiere, und wieder das alles übertäubende Gequicke und Gebrumme des Dudel-sacks; kurz es war ein so tolles, wildes Getreibe in dem Schloßsaal, wie es nur irgendwie ausge-führt werden konnte. Schon brach der klare, kalte Neujahrsmorgen nach der langen Nacht an, und

goldig roth schimmerten die Strahlen der aufgehenden Sonne durch die hartgefrorenen Fensterscheiben, da machte die Stimme des Majors von Seydlitz, der bis dahin den jüngsten Kornet fast an Ausgelassenheit übertroffen hatte, dem ganzen Getreibe ein plötzliches Ende.

„Nun genug meine Herren," rief er aus: „Um 10 Uhr haben wir Neujahrsparade in Juliusburg wozu der Oberst hinkommen wird, und sie wissen, daß dann Alles in strengster Ordnung sein muß. Also noch einmal die Gläser auf das Wohl unseres gütigen Wirthes, der freilich in diesem Augenblick ein verflucht brummiges Gesicht macht, geleert, und dann in die Sättel und ins Quartier zurück." Und wie der Major sagte, so geschah es nun auch in der größten Schnelligkeit von sämmtlichen Officieren. Die Spieler rechneten mit einander ab, die Tänzer küßten ihre hübschen Tänzerinnen zum Abschiede noch einmal ganz gehörig, Herrn von Bismann ward ein Lebehoch gebracht, und derselbe recht bald zum fröhlichen Schmause nach Juliusbug eingeladen, und innerhalb 10 Minuten saß die ganze Schaar der Husaren-Officiere wieder auf ihren, unterdeß wohl gefütterten, und

sorgsam gewarteten Pferden. Der Major von Seydlitz machte zum Vergnügen des Gutsherrn mit seinem tartarischen Hengste noch einige verwegene Sprünge auf dem Hofe, und in vollem Galopp ging es dann durch das jetzt weit geöffnete Schloßthor, querfeldein nach Juliusburg zu.

Um 10 Uhr war die Parade, die der Oberst von Natzmer diesmal selbst abhielt, und bei der kein Officier fehlen durfte. Nur als äußerst strenger Vorgesetzter, der auch nicht die allermindeste Unregelmäßigkeit im Dienst, weder bei einem Gemeinen noch Officier ungeahntet durchgehen ließ, zeigte sich jetzt der Major von Seydlitz. Man hätte kaum glauben sollen, daß dieser jetzt mit ernster Dienstmiene die Glieder durchgehende Stabsofficier, dem auch der allergeringste Mackel in Anzug, Haltung und Exercierfähigkeit, nicht entging, und der ohne Weiteres einen irgendwie nur etwas nachlässigen Officier, mit gar harten Worten zurecht wies, oder gar mit Arrest bestrafte, derselbe Mann sei, der noch wenige Stunden vorher in tollster Ausgelassenheit sich gezeigt, und jeden Kornet an Jugendübermuth übertroffen hatte. Sobald aber der Dienst begann, dann war auch der Major

von Seydlitz der dienstesstrenge, in guter Schule erzogene preußische Officier, der recht wohl wußte, daß ohne die festeste Disciplin in allen ihren Gliedern, eine Truppe geringen Werth habe, und man mit derselben wahrlich nicht die glänzenden Siege erfechten könne, mit denen der König Friedrich die Fahnen und Standarten seiner Regimenter bisher schon geschmückt hatte, und bald in noch größerer Weise wieder schmücken sollte.

Mehrere Stunden dauerte die Parade, und mochte die Kälte auch noch so groß sein, es ward gewiß auch nicht die geringste, im Reglement vorgeschriebene Förmlichkeit bei derselben versäumt, und Alles was den Dienst anbetraf, mit der größten Pünktlichkeit verrichtet. Im Frieden müsse der Soldat für den Krieg ausgebildet werden, und auch an sich unbedeutende Kleinigkeiten machten im Zusammenhange ein wichtiges Ganze, nach diesem richtigen Grundsatze handelte der Major von Seydlitz stets in allen seinen dienstlichen Verhältnissen.

War aber der Dienst beendet, und die Mannschaft auseinandergetreten, so änderte sich auch plötzlich wieder sein ganzes Benehmen, und er zeigte im nächsten Augenblick schon einen so tollen, wil-

den Uebermuth, wie ihn der unbändigste Kornet nicht ärger haben konnte. So beliebt er auch im Allgemeinen, seines leutseligen, freundlichen Benehmens wegen, bei den meisten Bürgern der kleinen Garnisonsstädte, in denen er für gewöhnlich in Quartier lag, war, so kamen doch nur zu viele Beispiele vor, daß einzelne Persönlichkeiten die er gerade nicht sonderlich leiden konnte, ungemein von seiner übermüthigen Laune leiden mußten. Besonders der Bürgermeister von Juliusburg, ein ganz wohlhabender Mann, der früher einen Kramhandel gehabt, sich jetzt aber schon längere Zeit zur Ruhe gesetzt hatte, gehörte zu diesen von ihm nicht wenig geplagten Personen. Unzählige Streitigkeiten und Häckeleien aller Art, hatte der Bürgermeister schon mit dem Major von Seydlitz, wenn dieser gerade in Juliusburg garnisonirte, zu bestehen gehabt, und denselben schon wiederholt bei den ihm vorgesetzten Generalen verklagt, ohne daß dies im Mindesten gefruchtet, denn einem Officier von solchen militärischen Verdiensten, ward gar Manches nachgesehen. Besonders auch die Neigung des Majors, aus dem Fenster seiner Wohnung nach den Krähen auf den Dächern, und den Sperlingen

auf den wenig belebten Straßen von Juliusburg mit der Pistole zu schießen, hatte schon mehrfachen Grund zu derartigen Beschwerden gegeben.

So war denn auch bei der Parade am Neujahrstage, dem Major von dem Obersten von Natzmer, dem Chef des Regiments, die Mittheilung geworden, daß ihn der Bürgermeister schon wieder wegen verschiedener Sachen verklagt habe, und sich besonders auch darüber beschwere, daß die Officiere so viel mit Pistolen aus ihren Fenstern nach den Krähen auf den Dächern schössen, und den ungepflasterten Marktplatz in Juliusburg als Reitbahn, um ihre Pferde darauf zuzureiten, benutzten. Zwar hatte der Oberst von Natzmer selbst bei dieser Klage gelacht, und derselben weiter nicht die mindeste Bedeutung beigelegt, allein der Major von Seydlitz war doch dadurch geärgert worden, und schwor sich an dem Urheber derselben zu rächen. Schon einige Tage darauf, wußte er sich eine Gelegenheit dazu zu verschaffen.

Einige Officiere waren nach beendetem Exercieren in dem Zimmer des Majors, der in dem uns bekannten Gasthause zum „Preußischen Adler" wohnte, beisammen, und wie gewöhnlich dann der

Fall, ging es sehr zwangslos zu, und die sonstige Strenge des Dienstes war gänzlich verbannt. Wie unter den Officieren in jener Zeit fast stets üblich, wurde auch viel von Pferden und Waffen gesprochen, und der Major, der ein ebenso trefflicher Pistolenschütze, wie Reiter war, zeigte seinen Gästen ein Paar ausgezeichnete Pistolen, und rühmte, daß er mit denselben immer des sichersten Schußes gewiß sein könne. Es waren unter den Gästen auch einige Officiere anderer Regimenter, die noch nicht den Major von Seydlitz hatten schießen sehen, und von denen einer nun bat, ihnen doch sogleich eine Probe seiner Geschicklichkeit zu zeigen. Solche Aufforderung kam bei diesem nie vergeblich, und mit gewohnter Sorgfalt und Genauigkeit, damit er auch in der That jedes Schußes vollkommen sicher sei, lud er nun selbst die Pistolen.

„Schade, daß hier nicht gleich ein gutes Ziel zu finden ist. Die Krähe auf des Bürgemeisters Dach da drüben, säße so recht vertrefflich zum Herunterputzen mit der Pistolenkugel, aber du weißt ja, daß der Oberst, auf des Bürgermeisters Wunsch, jetzt das Schießen nach den Krähen auf den Dächern verboten hat. Seht wie der Kerl

da drüben seine Visage so recht behaglich aus dem Fenster steckt und seine Pfeife schmaucht. Gewiß schmunzelt er jetzt bei dem Gedanken, daß die große Krähe nunmehr so ganz sicher auf seinem Dache sitzen kann, und sein Feind der Major, dieselbe nicht herunterputzen darf, wie er so gern möchte," spottete jetzt der dicke Rittmeister. In der That sah es aber auch ganz so aus, als habe sich jetzt der Bürgermeister dem Major zum Spott und Hohn, so weit aus dem geöffneten Fenster seiner Parterrewohnung herausgelegt. Eine weiße Nachtmütze mit lang daniederhängendem Zipfel, saß über dem breiten, rothen Gesichte von einem ungemein dummen Ausdruck, während ein weiter Schlafrock, von möglichst buntgeblümtem Kattun, die dicke Figur umfloß. Recht behaglich lag er so da, mit beiden Armen auf ein weichgepolstertes Kissen gestützt, und blies den Dampf aus einer auf die Straße herunterhängenden, langen Thonpfeife, in die Luft, sich dabei der hellen und ungewöhnlich warmen Januarsonne erfreuend. Neben ihm am Fenster, saß sein fetter Mops, sich ebenfalls sonnend und dehnend und ein würdiges Seitenstück zu seinem Herrn bildend, so daß Beide in ihrer Behaglichkeit und

geistlosen Hinausgestarre in die Luft, wirklich eine ungemein charakteristische Gruppe, an der ein Genremaler sich hätte erfreuen können, abgaben.

„Das ist doch eine Schwerenothsfrechheit von dem verfluchten Kerl, sich mir gerade gegenüber so hinzuflegeln, und seinen Haubenstock von Kopf aus dem Fenster zu stecken. Na warte Bürgermeister! soll ich dir nicht die Krähen vom Dache schießen, so will ich dir doch dafür die Pfeife aus dem Maul heraus putzen," wetterte jetzt der Major von Seydlitz, dessen leicht gereizter Zorn durch den Spott des dicken Rittmeisters, und den Anblick seines gehaßten Gegners, sogleich emporflammte.

„Bist du toll Seydlitz, bedenke doch, wenn du den Kopf des Kerls selbst, statt den seiner Pfeife triffst, so wird das eine verflucht eklige Geschichte," wollte der dicke Rittmeister jetzt noch warnen, allein vergeblich war dies Bemühen. „Pah! habe schon ganz andere Schüsse gethan," rief der Major, riß das Fenster auf, zielte kaum eine Sekunde mit der Pistole, und drückte ab. Laut krachte der Schuß, und klirrend fielen die Scherben des Pfeifenkopfes auf die Straße, denn wie immer, hatte

die Geschicklichkeit des Majors, das Ziel seiner Kugel nicht verfehlt.

Wie sein Pfeifenkopf ihm auf diese Weise vor dem Munde inzwei geschossen wurde, fiel der Bürgermeister vor Schreck rückwärts in seine Stube zu Boden, und mit ihm zugleich sein fetter Mops. Getroffen, und verletzt war er nicht, das hatten die Officiere zu ihrer großen Beruhigung sogleich gesehen, und die übrigen Folgen seines übermüthigen Benehmens kümmerten den Major von Seydlitz sehr wenig. Er freute sich sehr seines sichern Schusses, und als gleich darauf die Ehegattin des Bürgermeisters, die wegen ihrer losen Zunge im ganzen Städtchen berüchtigt war, im höchsten Zorn gegen das Zimmer, in dem die Officiere sich befanden, stürzte, und ihnen von der Straße aus, denn die Zimmerthür hatten dieselben gar wohlweislich verschlossen, eine wüthende Rede hielt, sie, „Mörder, Banditen und Räuber nannte, und mit allen sonstigen möglichen Schimpfnamen förmlich überschüttete, so reizte dies das Gelächter der frohen Gesellschaft nicht wenig, und versetzte alle in die beste Laune. Ein junger Kornet, der noch ein sehr jugendliches Gesicht und keinen Bart

hatte, mußte ein Weiberkamisol und eine Nachtmütze von der Haushälterin im „Preußischen Adler“ anziehen, sich als die Geliebte des Majors gebärden, und nun der erzürnten Frau Burgemeisterin mit verstellter Diskantstimme auf eben so heftige Weise wieder antworten. So kam es denn zu einem gar hitzigen Wortgefechte, was wirklich erschütternd auf die Lachmuskeln aller Zuhörer einwirken mußte. Immer wüthender ward die Frau Burgemeisterin, immer kreischender ihre Stimme, so daß dieselbe mitunter schon überschnappte, und mit immer malitiöseren Entgegnungen antwortete ihr der Kornet in seiner Weiberhaube. Schon hatte sich ein ganzer Kreis müssiger Gaffer auf dem Platze gebildet, um dieser ungemein komischen Scene mit beizuwohnen, und da die Frau Bürgermeisterin zwar viele Feinde, jedoch auch als einflußreiche Persönlichkeit im Städtchen manche Anhängerinnen hatte, so schieden sich bald unter den neugierig herbeigeeilten Weibern zwei Parteien, die ebenfalls in ein heftiges Wortgefecht mit einander geriethen. Wie schimpften und geiferten diese weiblichen Gegner nun auf einander los. Wahrlich, in den erbittertsten Schlachten Friedrichs des Großen

konnte von den feindlichen Schaaren nicht mit größerem Ingrimm gefochten werden, als wie es jetzt hier unter diesen Kämpferinnen im Unterrock geschah. Dazwischen nun das laute Gelächter der Officiere im Zimmer, das Gejodle und Gejuble der gesammten Straßenjugend von ganz Juliusburg, der solch Weiberkampf natürlich zur ungemein erwünschten Ergötzlichkeit diente; kurz, es war eine Scene, die sich in ihrer drastischen Komik gar nicht wieder beschreiben läßt. Nun warf der Major von Seydlitz, dem es bei allen derartigen Gelegenheiten nicht toll und wild genug zugehen konnte, ganze Hände voll Aepfel, Nüsse, hie und da auch Kupferdreier zwischen die streitenden und sich schon mit ihren Fäusten gegenseitig drohenden Weibern mitten hinein. Das war denn eine Beute, die sich die Straßenjungen unmöglich entgehen lassen konnten, sie stürzten darauf zu, rangen und grapsten eifrig danach, warfen dabei mit rücksichtslosem Ungestüm mehrere alte Weiber in den Schnee, kollerten sich mit ihnen, und wieder unter einander herum, rauften sich in den Haaren, erhielten Puffe und theilten solche wieder aus, und steigerten dadurch noch mehr das Gelärme, Getobe und Gekreische

auf dem Platze. Manche anwesende Mütter nahmen Parthie für ihre Jungen, und rächten Püffe und Knüffe, welche diese erhalten hatten, wieder an deren Gegner, und so entstand eine immer allgemeinere Balgerei, bei der sogar manche Weiber nicht bloß mit ihren Zungen, sondern selbst mit ihren Fäusten, Nägeln und allen anderen ihnen von der Natur verliehenen Waffen gegen einander kämpften, und selbst die hagere, lange Frau Burgemeisterin in der Hitze des Gefechts in den Schnee stießen. Als nun der ganze Tumult den höchsten Grad erreicht hatte, und kaum noch einer Steigerung mehr fähig war, da schoß der Major von Seydlitz in seiner übermüthigen Laune eine blind geladene Pistole über die Köpfe des ganzen Haufens ab. Wie kreischten bei diesem Schusse die Weiber laut auf, und die Meisten von ihnen ergriffen jetzt so eilig die Flucht, daß sie selbst einige verlorene Pantoffeln, Nachtmützen und ähnliche Gegenstände ihres Anzuges nicht weiter beachteten. Die Jungen aber, wie die nur den Pulverdampf erst in die Nasen bekamen, vergaßen sogleich ihren gegenseitigen Hader, ließen manche in den Schnee getretene Nüsse und Aepfel

liegen, klatschten vor Freude in die schmutzigen Hände und jubelten und riefen: „Noch mehr geschossen, Herr Oberstwachtmeister. Hurjeh, wie das schön knallt, und Einige der Muthwilligsten ließen sogar ein „Unser Herr Oberstwachtmeister von Seydlitz der soll leben, und die lange Frau Burgemeisterin auch daneben" ertönen. Noch einigemal schoß der Major von Seydlitz, der ein großer Freund aller munteren, kräftigen Knaben, mochten sie auch den untersten Ständen angehören, diesen zu Gefallen mit seinen blind geladenen Pistolen aus den Fenstern, was stets mit einem lauten Hurrah aufgenommen wurde, dann bestieg die Schaar der Officiere wieder ihre Rosse, und sprengte nach gewohnter Hast querfeldein über die Felder und Gräben, um ihren noch immer im Pfarrhause krank darniederliegenden Kameraden Steinberg zu besuchen. Zwar gesundete dessen verletzter Fuß immer mehr und mehr, daß der wilde, unbändige Officier aber bei dieser Gelegenheit auch immer tiefer in die blauen Augen der schönen Pfarrerstochter gesehen hatte, konnte man ebenfalls merken.

„Gebt Acht, Kameraden, unsern Steinberg hat das Schicksal hier gefaßt. Mein Lebtag will ich

kein Pferd wieder besteigen, wenn der von der Jungfer Marie im Pfarrhause abläßt. Weiß der Kuckuk, was so ein Paar hübsche blaue Augen doch auf einen sonst ordentlichen Kerl für einen Einfluß haben, und ihn verrückter machen können, als wenn er ein halbes Dutzend Flaschen Ungarwein getrunken hat," meinte beim Heimritt ein Officier, der allgemein als großer Verächter des weiblichen Geschlechtes und noch größerer Verehrer des Weines bekannt war. Und es kam auch richtig so, wie er gesagt hatte; die blauen Augen des Pfarrerstöchterlein fesselten den Lieutenant Steinberg so, daß er sich mit derselben verlobte und später, da er eine Escadron bekam, auch sich verheirathete. „Pfarrer selbst bin ich zwar nicht geworden, eine Pfarrerstochter habe ich aber doch heirathen müssen, das hat das Schicksal nun einmal nicht anders gewollt," pflegte er später oft zu scherzen. In allen häuslichen Dingen gerieth derselbe übrigens gänzlich unter den Pantoffel seiner kleinen hübschen Frau, und wagte kaum, derselben zu widersprechen, hatte er aber seine Wohnung verlassen und war er nur erst in der lustigen Gesellschaft der Kameraden oder saß er gar im Sattel, so blieb

er nach wie vor der wilde, tolle Husarenofficier, dem kein Streich übermüthig, kein Ritt gefährlich genug war.

Dem Major von Seydlitz hatte sein Schuß auf die Pfeife des Herrn Burgemeisters einen sehr scharfen Verweis vom Chef des Regiments eingetragen, der aber, da er keine Dienstessache betraf, gar bald von ihm wieder vergessen ward. Kurze Zeit blieb der Major aber nur noch bei dem von Natzmer'schen weißen Husarenregiment, und ward schon im Jahre 1752, als Oberstlieutenant zu dem Dragonerregiment Württemberg versetzt, um dieses, nach dem Ausdruck des Königs, in Ordnung zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg mußte abermals beginnen, und Friedrich der Große sein bereits erprobtes Schwert mit frischem Muthe wieder ziehen, wenn er nicht den mächtigen Schaaren der ihn von allen Seiten umringenden Feinde unterliegen wollte. Vortrefflich gerüstet stand aber das preußische Heer, jede Stunde

zum Ausmarsch bereit, schon da, und als endlich im August des Jahres 1756 der Befehl, in den Kampf zu ziehen, in den verschiedenen Garnisonen desselben ausgegeben ward, da erscholl lauter Jubel von allen kriegsmuthigen Truppen.

Bei den bisher von uns geschilderten Persönlichkeiten hatten sich im Laufe der letzten Friedensjahre wieder mehrfache Veränderungen zugetragen. Als Oberst eines schönen Kürassierregiments, was zu Ohlau in Niederschlesien in Garnison stand, empfing Seydlitz den Ausmarsch in den Krieg. Noch nicht 36 Jahre zählte derselbe und schon hatte sein großer König, dessen Scharfblick die seltene Tüchtigkeit dieses Mannes als Reiteranführer, in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und zu schätzen wußte, ihm das Kommando eins der besten Regimenter der schweren Kavallerie übertragen. Wie sehr sollte sich dies Vertrauen in dem jetzt beginnenden Kriege aber von Neuem bewähren, und unser Held sich in kurzer Zeit schon mit zu den glänzendsten, ja vielleicht wohl zu dem allerglänzendsten Anführer, den die preußische Reiterei nur jemals zu besitzen das Glück hatte, emporschwingen. Wenige Monate nach dem Ausmarsch in das Feld be-

fehligte der Oberst von Seydlitz nicht allein sein Regiment, sondern weitere 30 Schwadronen Reiterei, mit denen er in der Schlacht von Prag so Tüchtiges leistete, und das Jahr 1757 sah den Helden bereits als Generallieutenant und Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Nicht so schnell hatte sich das Schicksal der anderen Officiere in den letzten Jahren gestaltet. Der starke Rittmeister von Quitzow, dessen riesige Körperkraft sich auch jetzt noch nicht vermindert hatte, rückte als Major eines Kürassierregiments mit in das Feld. Es war dies auch die für ihn am geeignetsten erscheinende Waffengattung, denn sein Körper, der an äußerem Umfange noch zugenommen, war der Art, daß nur die stärksten Rosse ihn tragen konnten. Auf seinem mächtigen, schwarzen, frisischen Hengst, den der Major von Quitzow gewöhnlich ritt, den schweren Küraß über die breite Brust geschnallt, den großen Hut recht verwegen auf das bärtige Antlitz gedrückt, einen Pallasch von solcher Länge und Schwere, daß ein mit gewöhnlichen Kräften versehener Mensch ihn nicht führen konnte, an der Seite klirrend, glich derselbe ganz einem Ritter früherer Zeiten. Leicht und ge=

wandt war er nicht; der kleine Krieg mit seiner Schnelligkeit und plötzlichen Ueberfällen, schlauen Ränken und vielfachen Listen, paßte nicht für ihn, aber an der Spitze einiger festgeschlossener Kürassier-Schwadronen in den Feind einzubrechen und Alles, was Widerstand leisten wollte, zusammenzuhauen oder über den Haufen zu reiten, dazu eignete er sich vortrefflich. Dies wußte auch sein Jugendfreund der General von Seydlitz mit richtigem Blick zu erkennen, und wenn er eine sehr gefährliche Attaque mit festgeschlossener Reiterei gegen den Feind zu führen hatte, war er stets sehr erfreut, sobald der Major von Quitzow mit seinen Escadrons sich dabei befand.

Ebenfalls zum Major vorgerückt war in seinem Regimente, dem jetzigen von Puttkammer'schen weißen Husarenregiment, der dicke Rittmeister. Dicker war derselbe freilich nicht mehr geworden, aber auch nicht magerer, und man konnte ihn ohne Uebertreibung den übel aussehendsten Husarenofficier des ganzen preußischen Heeres nennen. Er wußte dies auch recht wohl, und spottete mit dem trockenen Humor, den er bei jeder Gelegenheit entfaltete, oft nicht wenig über sein Aeußeres, besonders wenn er

in voller Paradeuniform zu Pferde sitzen mußte. Die engen, weißen Lederhosen über den dicken Bauch straff gezogen, der weiße Pelz über dem kurzen, speckigen Rumpf, und die schwarze Pelzmütze mit dem himmelblauen Kolpack auf dem dicken, runden, fast stets in dunkelrother Färbung schimmernden, ganz bartlosen Gesicht, sahen aber auch in der That zu komisch aus. Dazu ritt er jetzt, nachdem sein treuer Falbe endlich wegen Altersschwäche dienstuntauglich geworden war, einen kleinen, aber sehr gedrungenen Kosackengaul. Es war dies eine Schecke von eben so seltsamer wie häßlicher Zeichnung, wie denn überhaupt äußere Schönheit als geringster Vorzug dieses Rosses sich zeigte. Bei Tag und Nacht bewies es sich aber unermüdlich und sicher auf den Beinen, strauchelte niemals, ward nie krank, und ertrug eben so wie sein Reiter alle Beschwerden und Anstrengungen des Feldzuges mit einer fast unglaublichen Ausdauer. Mochte das Futter auch noch so spärlich sein, und die anderen Rosse der Husaren so dürre wie die Katzen aussehen, die Schecke des Majors blieb eben so wie dieser selbst, stets rund und fett, und verschmähte auch im Nothfall die schlechteste Nahrung nicht. Und eben so

kräftig und wohlgenährt, wie dies seltene Thier in den siebenjährigen Krieg hineinmarschirte, marschirte es nach Beendigung desselben auch wieder in die Friedensgarnison zurück, und spurlos schienen diese sieben Jahre voller Anstrengungen aller Art, an demselben vorübergegangen zu sein.

War daher der dicke Major auf seiner Schecke auch gerade keine sonderliche Zierde für das Regiment bei einer Parade, so zeigte sich derselbe doch auch in seiner jetzigen Charge, für die Feldzüge von dem größten Nutzen. Eben so wie früher als Rittmeister, bewies er jetzt in dem kleinen Krieg eine seltene Geschicklichkeit, und an List und Schlauheit in der Anordnung heimlicher Ueberfälle, gefährlicher Recognoscirungen, oder weit ausgedehnter Patrouillen, wurde er gewiß nicht von dem schlausten Kosacken-Hettmann, oder dem tüchtigsten Panduren-Führer der feindlichen Heere übertroffen. Wenn der „dicke Major" die Vorposten befehligte, konnte man sicher sein, daß kein feindlicher Ueberfall gelingen würde, und ein von ihm geführtes größeres Streifkommando kehrte gewiß nicht ohne wichtige Resultate zurück. Gar in Ueberfällen feindlicher Proviantzufuhren, im Auskundschaften noch so ver-

steckt angelegter Magazine, zeigte er eine ganz seltene Geschicklichkeit und seine Husaren behaupteten oft, er müsse dergleichen verborgene Lebensmittel auf Meilen weit riechen, denn sonst sei es unbegreiflich, daß er dieselben stets mit so großer Sicherheit aufzuspüren vermöge. Allzu hitzig ritt er zwar im Gefechte niemals vor, sondern war stets bedacht, sich einen sicheren Rückzug zu decken, aber ebenso wenig hatte er mit seinem Kommando jemals eine ungeordnete Flucht angetreten, und zum Befehl der Arrieregarde, wenn ein Heerestheil etwa sich vor dem überlegenen Feind zurückziehen mußte, eignete sich auch wieder kein Stabsofficier besser, wie gerade der dicke Major. Seine stets muntere Laune und der trockene Humor, den er bei jeder Gelegenheit, mochte dies nun im heftigsten feindlichen Feuer, oder bei den beschwerlichsten Märschen und den gefährlichsten Patrouillen sein, entwickelte, erhielt dabei seine Soldaten stets in der besten Stimmung, und eine auch nur vorübergehende Niedergeschlagenheit, wie sich solche hie und da wohl bei den verschiedenen Wechselsfällen des siebenjährigen Krieges unter einzelnen preußischen Heerestheilen zeigen mochte, konnte bei seinen Husaren nicht vorkommen. Zum

Kampf zog der kleine dicke Major seinen Säbel niemals mehr, denn sein weit hervorstehender Bauch und die kurzen fetten Arme erlaubten es ihm doch nicht, denselben mit der nöthigen Gewandtheit zu führen, hingegen hatte er sich auf seinem Sattel und auch in den Taschen seines, für gewöhnlich wie eine Nachtjacke so weit und bequem sitzenden, Dollmans und Pelzes förmlich ein Arsenal von Pistolen und Terzerolen verschiedenen Kalibers, aber trefflicher Arbeit angelegt. Mit großer Geschicklichkeit wußte er diese Schußwaffen zu gebrauchen, wobei ihn die unzerstörbare Ruhe seines Charakters nicht wenig unterstützte. Unnütz feuerte der dicke Major so leicht keinen Schuß ab, und wußte sich selbst im heftigsten Gefechte stets noch einen sicheren Reserveschuß für unvorhergesehene Fälle aufzuheben, und so fiel in den sehr vielen größeren wie kleineren Gefechten, denen er im Verlauf des langen Krieges wieder beiwohnte, gar mancher Feind von seiner gewichtigen Hand.

Die zwei Escadrons, die gewöhnlich unter seiner speciellen Führung standen, wurden von den beiden uns ebenfalls bereits bekannten Officieren Steinberg und Vater Bruhn befehligt. An demselben Tage,

da „Vater Bruhn“ sein 45jähriges Dienstjubiläum feierte, wobei freilich die Kriegsjahre doppelt gezählt wurden, erhielt derselbe zur Freude des ganzen Regiments sein Patent als Rittmeister und Escadron-Chef. Wenige weiße Locken, die des Puders nicht mehr bedurften, zeigten sich zwar nur noch unter seiner Pelzmütze, und sein langer, weit bis auf die Brust herunterhängender Schnauzbart, hatte seine silbergraue Färbung schon in eine schneeweiße verwandelt, aber dennoch hatte Vater Bruhn sich noch eine Kraft und Abgehärtetheit seines Leibes zu erhalten gewußt, die ihn auch körperlich vollkommen zu einem Husaren-Rittmeister geeignet machte. Fleisch hatte er nur noch wenig an seinem sehnichten, mageren Körper, und der dicke Major wog gerade an 100 Pfund mehr wie er, aber die Knochen waren noch zähe und die Muskeln elastisch. Wie der jüngste Kornet so kerzengerade, und in streng vorschriftsmäßiger Haltung, saß der alte „Vater Bruhn“ noch immer im Sattel, und wenn er auch kein besonders eleganter Reiter war, so konnte er doch in vielfacher Hinsicht gar manchem jungen Officier als Muster dienen.

Der Rittmeister Steinberg, der beim Ausbruch

des Krieges in den 40ziger Jahren stand, hatte, seitdem er die hübsche Pfarrerstochter als Ehegattin heimgeführt, wenigstens einen Theil seiner früheren Wildheit und Unbändigkeit abgelegt, obgleich ihm immer noch genug davon übrig geblieben war. Er trank, fluchte und spielte jetzt nicht mehr ganz so viel, wie er dies sonst gethan hatte, und zeigte bei seinen Sitten nicht mehr die Neigung, die tollsten und gefährlichsten Sätze mit dem Pferde zu unternehmen, wenigstens wenn er nicht von andern Reitern hiezu aufgefordert wurde, denn dann ließ sein Ehrgeiz es nicht zu, solches auszuschlagen. Daß der Rittmeister Steinberg in allem Uebrigen im Felde seine Escadron vortrefflich führte und es gewiß nicht fehlen ließ, seinen Husaren die größte Kampfeslust und den lebendigsten Unternehmungsgeist einzuflößen, stand im ganzen Regimente fest. So ordentlich in den Quartieren und geregelt in ihrem ganzen übrigen Benehmen, wie die Bruhn'sche Escadron, betrug sich die Steinberg'sche freilich nicht immer, und besonders auch während der Winterquartiere liefen oft mannichfache Klagen über dieselbe ein, an kühnerem Unternehmungsgeist ward sie aber von keiner einzigen anderen Husaren-Escadron, mochte diese

nun auch irgendwelchem Regimente angehören, übertroffen. Bei dieser Escadron stand jetzt auch der Lieutenant Schmidt, der wenige Tage erst vor dem Ausmarsch in das Feld zum Secondelieutenant ernannt worden war, nachdem er auf diese Weise an 14 Jahre als Junker und Kornet gedient hatte. In Allem und Jedem war derselbe das Muster eines braven und tüchtigen Kavallerie-Officiers, der seinem Stande die größte Ehre machte, und der nur der besseren Hülfe des Glücks bedurft hätte, um sich schneller emporzuschwingen. Gerade jetzt im Alter von 33 Jahren stehend, war der Lieutenant Schmidt auch in seiner äußeren Erscheinung das Bild der kräftigsten, männlichen Schönheit, und es gab so leicht im ganzen Regimente, so viel hübsche und stattliche Officiere dasselbe auch immerhin in seinen Reihen zählen mochte, keinen besseren Repräsentanten eines Husaren-Officiers, wie gerade ihn. Obgleich ganz ohne eigenes Vermögen und keinen Groschen Zulage erhaltend, hatte der Lieutenant Schmidt es durch strenge Sparsamkeit und große Ordnung in allen seinen Verhältnissen doch bisher möglich zu machen gewußt, nicht allein ganz ohne Schulden zu sein, sondern auch stets, wo es nöthig war,

in vortrefflicher Equipirung zu erscheinen, und oft mehrere sehr hübsche und brauchbare Reitpferde in seinem Stalle zu haben. Nicht umsonst war er der Lieblingsschüler des Rittmeisters von Seydlitz in der Reitbahn gewesen; er hatte es gründlich erlernt, die unbändigsten polnischen Wildfänge zu zähmen und zu gehorsamen Reitpferden abzurichten. Hierdurch erwarb er sich manchen Zuschuß, der es ihm ermöglichte, ohne Vermögen bei dem Husarenregimente als Kornet und Lieutenant auf anständige Weise zu bestehen. Er ließ sich von den auf Remontekommando nach der Ukraine gehenden Officieren alljährlich einige ungerittene, wilde Pferde, die dort keinen hohen Preis hatten, mitbringen, suchte dieselben dann zu bändigen und zuzureiten und war dies geschehen, vielleicht um das doppelte Geld wieder an solche Officiere, welche nicht Lust oder Geschicklichkeit genug besaßen, das ebenso mühsame wie selbst gefährliche Zureiten derartiger Pferde zu unternehmen, zu verkaufen.

Diese Nothwendigkeit, täglich auch selbst nach der Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten, noch mehrere Stunden in der Reitbahn zu verweilen, und selbst im Winter oft die hellen Mondscheinabende

mit zum Reiten zu verwenden, dazu wohl auch die strenge Sparsamkeit, zu der er bei allen seinen Ausgaben stets angewiesen war, hatte dem Lieutenant Schmidt etwas Ernstes und Abgeschlossenes gegeben, wie es sonst den jungen Husaren-Officieren selten eigen zu sein pflegte. Er stand in guter Kameradschaft fast mit allen Officieren des ganzen Regiments, und ward seiner sehr vielen vortrefflichen Eigenschaften wegen von ihnen im höchsten Grade geschätzt, sonst aber verkehrte er in außerdienstlichen Verhältnissen nicht allzu viel mit denselben. An den wilden Trink- und Spielgelagen, wie solche damals so sehr häufig in den kleinen Kavalleriegarnisonen stattfanden, nahm er sowohl aus ökonomischen Rücksichten, wie auch aus innerer Abneigung gegen ein derartiges wildes Treiben niemals Antheil, und benutzte seine wenigen Freistunden fast ausschließlich zum Lesen wissenschaftlicher Bücher, meist historischen Inhalts, wie er sich solche oft nur mit der äußersten Mühe verschaffen konnte. Einen Officier zu finden, der, außer vielleicht wenn es ganz unumgänglich nothwendig war, das Reglement zu lesen, ein Buch in die Hand nahm, gehörte zu jener Zeit aber in einem preußischen Husaren-Regimente zu den

allergrößten Seltenheiten. Hätte Schmidt nicht bereits im zweiten schlesischen Kriege so glänzende Beispiele seiner militairischen Tüchtigkeit und seines feurigen Muthes gezeigt, und wäre nicht dabei ein so vortrefflicher Reiter und so praktisch im Dienst gewesen, leicht hätte ihn das Schicksal treffen können wegen seines Hanges, die wenigen ihm freien Mußestunden zur ferneren wissenschaftlichen Ausbildung zu verwenden, gar arg verspottet zu werden. „Weiß der Kuckuk, was meinen Lieutenant plagt, alle Tage seine Nase in die verdammten Bücher zu stecken. Hätten sie den so meinen früheren Kandidatenrock angezogen gehabt, der wäre ihnen nicht wieder sogleich davongelaufen, wie ich es glücklicherweise that," spottete wohl mitunter der Rittmeister Steinberg, der freilich, seitdem er als entlaufener Student der Theologie unter die Husaren gerathen war, wohl kein Buch wieder in die Hand genommen hatte, und sich mit glücklichem Erfolg beeiferte, Alles, was er früher hatte lernen müssen, jetzt recht gründlich wieder zu vergessen.

Der Lieutenant Schmidt ließ sich aber durch derartiges Gespötte mancher seiner übrigen Kameraden nicht in seinem stillen Lebenswandel stören.

Nur wenn es besonders festliche Gelegenheiten bei dem Regimente zu feiern gab, oder die Pflichten kameradschaftlicher Gastlichkeit gegen fremde Officiere erfüllt werden mußten, nahm er an den frohen Zechgelagen Theil, obgleich er auch dann stets sehr mäßig beim Genuß des Weines blieb. Sonst sah man ihn niemals im Wirthshause.

„Ist ein Glück, daß die anderen Herren Officiere nicht so sind, wie der stumme Lieutenant, und lieber guten Ungarwein trinken, wie sich mit dem Wasser den Magen zu erkälten, sonst müßte ich wahrhaft mein Wirthshaus schließen und könnte den Schild „zum Preußischen Adler" nur getrost abnehmen," sprach wiederholt Herr Humpelmayer, wenn er sah, daß der Genannte nach beendetem Dienst stets allein seiner Wohnung zueilte, während die anderen Officiere fast regelmäßig in sein Wirthszimmer eintraten, um sich den Staub vom Exercierplatz oder der Reitbahn mit einigen Gläsern guten Ungarweins wieder aus der Kehle zu spülen. Und doch blickten stets dem stummen, ernsten Officier aus einem Stüblein des „Preußischen Adlers" sehnsüchtig ein Paar dunkle, feurige Augen nach, und ein rosiger Mund hätte ihn mit gar freundlichen

Worten so gern willkommen geheißen, wenn er nur häufiger demselben dazu Gelegenheit gegeben. Die einzige Tochter des Herrn Humpelmayer, „Mamsell Cathi" allgemein von den Husaren-Officieren genannt, war dies nämlich. Aus dem Kloster in Breslau, wo sie ihren Jugendunterricht erhalten hatte, bald nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, führte sie die Oberaufsicht in der Wirthschaft desselben, doch vermied ihr Vater es sorgsam, sie allzuviel mit den Officieren in Berührung kommen zu lassen. Ganz konnte dies freilich niemals verhindert werden, und allmälig hatte „Mamsell Cathi" auch so weit ihren Willen durchgesetzt, daß sie häufiger in dem Officierszimmer erschien, besonders wenn ihre besonderen Günstlinge, die sie im Regimente hatte, daselbst anwesend waren. Es war ein sehr schönes, üppig gebautes Mädchen mit dunklen, feurigen Augen und vollem, schwarzem Haar, das jetzt ungefähr 25 Jahre zählen mochte, und somit so recht in der vollen Reife ihrer weiblichen Reize prangte. Der häufige Verkehr mit den oft wilden und übermüthigen Husaren-Officieren, hatte wohl die eigentliche jungfräuliche Schüchternheit ihr längst geraubt, und

ihre Seele mit Eindrücken angefüllt, die zu ihrer früheren klösterlichen Erziehung wenig paßten. Mit großem Geschick wußte sie aber stets den äußeren Anstand zu wahren, und so herausfordernd ihre dunklen, feurigen Augen wohl mitunter um sich blickten, wagte es doch sichtlich wenigstens kein Officier, sich allzu keck gegen sie zu benehmen. Ob sie im Geheimen stets sich so spröde gezeigt habe, war freilich eine Frage, die nie recht entschieden werden konnte. Im Städtchen wenigstens, wollte man ziemlich allgemein behaupten, der Major von Seydlitz, da er noch in Juliusburg in Garnison stand, habe nicht vergebens um die Liebe der schönen Cathi Humpelmayer geworben, und verstohlener Weise habe sie dem schönen und kecken Manne ihre höchsten Gunstbezeugungen gewährt. Ja, die giftigen Lästerzungen der Klatschweiber des Ortes, raunten sich wohl hie und da zu, bei einer Reise, die Mamsell Cathi einmal zu einer mütterlichen Verwandten nach Böhmen gemacht habe, sei der kecke Seydlitz, als Kutscher verkleidet, einige Wochen ihr Gefährte gewesen, und eine zweite, nie so recht ausgeforschte und möglichst geheim gehaltene Reise, in einer bestimmten Zahl von Monaten später, die

nothwendige Folge dieser ersten Fahrt gewesen. Mochte dies nun Verläumdung oder Wahrheit sein, so viel war gewiß, daß seitdem Mamsell Cathi manchen ungestümen Husaren-Officier, der ihr auf zu feurige Weise seine Huldigungen darbringen wollte, gar unsanft ablaufen ließ. Nur klug berechnete Koketterie war dies aber, denn der hochstrebende eitle Sinn des Mädchens, hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen Officier, ja wo möglich dabei einen Edelmann zu heirathen, und wenn sie dies je erreichen wollte, durfte sie ihren Ruf durch zu viele Liebeleien mit verschiedenen Personen, nicht allzusehr gefährden. Genährt wurde diese Sucht nach einer äußerlich möglichst vornehmen Heirath, aber am Meisten durch Papa Humpelmayer selbst. Derselbe hatte nun schon zu lange die übermüthigen Späße aller Officiere ertragen, zu viel Jahre mit Geschick die doppelte Kreide geführt, und tausende von Malen den eiligen Gang in den Keller angetreten, um den Arm voller Flaschen seinen Gästen den gewünschten Trunk zu bringen, als daß er nicht endlich den Wunsch haben sollte, seinen Lebensabend auf bequemere Weise zu verbringen. Dank sei es seinen wirthschaftlichen Talenten und den gehörigen Rech-

nungen, die er auszuschreiben verstand, wozu noch manche andere kluge Finanz-Operationen kamen, wie z. B. Gelder gegen möglichst hohe Wucherzinsen auszuleihen; er war allmälig ein sehr wohlhabender Mann geworden, dessen Vermögen man wohl nicht zu gering reichlich auf hunderttausend Preußenthaler anschlug. Zu diesem Reichthum wollte er aber gern auch eine äußere Stellung sich erwerben, und das erste und geeignetste Mittel hierzu war, einen Schwiegersohn mit vornehmem adeligen Namen zu bekommen. Dieser durfte dann ein Rittergut sich erwerben, was Herrn Humpelmayer selbst nach damaligem Gesetz unmöglich war, und er schwelgte schon in dem Gedanken, wenn er sich auf dies Gut zurückziehen, und dann von seiner Tochter, der gnädigen Frau Baronin, oder gar Frau Gräfin auf und zu sprechen könne. Vergeblich aber waren bisher diese kühnen Wünsche gewesen, und Mamsell Cathi hatte bereits das 25ste Lebensjahr überschritten, ohne daß es ihr trotz ihrer großen Schönheit, schlau berechnenden Koketterie und des allgemein bekannten Reichthums ihres Vaters gelingen wollte, eine ihr passend erscheinende Heirath zu machen. Verschiedene Männer bürgerlichen

Standes, ein Gastwirth aus einer benachbarten Stadt, ein Weinhändler und auch ein Oberförster, hatten sich schon um die Hand der schönen und reichen Tochter des Herrn Humpelmayer beworben, aber stets entschiedene Körbe von dieser erhalten. Unter den adligen Husaren=Officieren, die in Juliusburg verkehrten, wollte sich aber trotz alles Sehnens und Wünschens und noch so vieler schlau angelegter Koketterien, immer kein Brautwerber finden. Der adelige Standesgeist war unter ihnen noch zu stark ausgeprägt, und ein Edelmann, der nur etwas auf seine Ehre hielt, scheute sich, die Tochter des allgemein bekannten Gastwirthes Humpelmayer zu heirathen. Als Officier hätte er eine solche Verbindung auch niemals eingehen dürfen, denn von dem Könige wäre entschieden mit sehr ungnädigen Worten der nöthige Heirathsconsens verweigert worden, wenn ein adeliger Officier es sich hätte einfallen lassen wollen, diesen für die Heirath mit einer Schenkwirthstochter nachzusuchen. Einer solchen Partie wegen den Abschied aber zu nehmen und Pelz und Dollmann abzulegen, um den bequemen Rock eines Ehemannes der schönen Mamsell Cathi anzuziehen, dazu herrschte unter allen Officieren denn doch ein zu

reger militärischer Geist. Nur ein wegen Schulden und mancher militärischer Pflichtwidrigkeiten entlassener Kornet, der freilich dabei einen sehr bekannten freiherrlichen Namen führte, hatte Neigung gehabt, seine ganz zerrütteten financiellen Verhältnisse durch eine Heirath mit der reichen Mamsell Humpelmayer wieder zu verbessern. Leidlich hübsch und von gewandtem und dreistem Benehmen war der Kornet freilich, und so machte er denn auch bei der schönen Cathi keinen ganz ungünstigen Eindruck und sie schien nicht abgeneigt zu sein, ihm die Hand zu reichen. Gegen einen solchen, als leichtsinnigen Verschwender allgemein bekannten Schwiegersohn, sträubte sich aber der alte Humpelmayer mit einer Entschiedenheit, die er sonst seiner verzogenen Tochter gegenüber, selten zu zeigen wagte. Seine Klugheit sah wohl ein, daß bei einer derartigen Verbindung seine sauer erworbenen Thaler, gar bald nach allen Gegenden fortrollen würden, und ein solcher Schwiegersohn keine sichere Sprosse auf der Leiter zukünftiger Ehre und Vornehmheit, die er so gern zu erklimmen wünschte, abgeben konnte. Aus dieser Heirath ward also nichts, und der abgewiesene Kornet rächte sich dadurch, daß er eine möglichst

lange Rechnung bei dem Gastwirth zu machen suchte, und dann heimlich bei Nacht und Nebel durchbrannte, dem Geprellten das leere Nachsehen hinterlassend. Dieser Vorfall gehörte gerade nicht zu den liebsten Erinnerungen des Herrn Humpelmayer, und wollte man ihn gern in schlechte Laune versetzen, so mußte man nur das Gespräch auf den durchgegangenen Kornet bringen. Mamsell Cathi wußte sich über den fortgelaufenen Liebhaber mit ächt weiblicher Unbeständigkeit gar bald zu trösten, und warf ihr Auge noch mehr auf den männlich schönen Schmidt, dessen ganzes Wesen dem Mädchen stets ungemein imponirt hatte. Wenn dem Vater wohl auch ein adeliger Schwiegersohn ungleich lieber gewesen wäre, wie dieser Kornet Schmidt, der Sohn eines armen Unterförsters, so hätte er der Heirath desselben mit seiner Tochter am Ende doch keinen sehr ernsthaften Widerstand entgegengesetzt. Schmidt war im ganzen Regimente so ungemein geachtet, hatte besonders an dem General von Zieten und dem Oberst von Seydlitz, so einflußreiche Gönner, daß ihm die Genehmigung vom Könige sicherlich nicht versagt worden wäre, sich ein Rittergut zu kaufen. War nur

erst das Rittergut da, so fand sich am Ende auch noch die Erhebung in den Adelsstand, und so hätte der alte Humpelmayer doch das Ziel seiner Wünsche erreicht, und er, der in seiner Jugend damit angefangen, auf dem Kutschentritt eines böhmischen Grafen als Bedienter zu stehen, wäre der reiche Schwiegervater eines adeligen Rittergutsbesitzers geworden.

Doch auch diese Heirath von Mamsell Cathi mit dem armen Officier Schmidt, stieß auf einen Widerstand, den weder Vater noch Tochter erwartet hatten. So sehr schön die Cathi auch war, so berechnet sie mit ihren feurigen Augen gegen das Herz das Schmidt zu wirken suchte, so blieben doch alle ihre derartigen Bemühungen ganz erfolglos. Dem festen, ernsten Charakter des jungen Officiers sagte das ganze Wesen der koketten Wirthstochter nicht im Mindesten zu, und ohne Neigung, nur des Geldes und des Besitzes einer allgemein als schön bewunderten Frau wegen zu heirathen, dazu fühlte er viel zu viel wahren Männerstolz in sich. Er aß des Abends lieber seinen Schnitt trockenes Kommißbrod und trank ein Glas einfaches Bier dazu, wenn seine spärliche Kasse ihm keine

weiteren Ausgaben erlaubte, und mochten die schönen Augen der Mamsell Cathi auf ihn auch noch so verlockend winken, und Herr Humpelmayer auf der Tochter ausdrücklichen Wunsch, ihm unbegrenzten Kredit in seiner Gaststube antragen, es war dies Alles vergebens, und brachte nicht die allermindeste Wirkung hervor.

Fast ein ganzes Jahr hatte diese vergebliche Sehnsucht der schönen Cathi nach dem Kornet Schmidt gewährt, und was nur ein von Liebesgluth verzehrtes, und dabei in schlauer Koketterie geübtes Mädchen, zu ersinnen vermag, war von ihr gewiß angewandt worden, seine Gegenliebe zu erlangen, da machte die Versetzung desselben in eine im Städtchen Trebnitz stehende Escadron des Regiments, diesen angeblichen Bewerbungen ein Ende. Mit einem aus dem Gefühle verschmähter Liebe leicht entstehenden Hasse, der aber dennoch die frühere Wärme nicht ganz unterdrücken konnte, sah Mamsell Cathi den Kornet aus dem Thore von Juliusburg reiten, und eine getäuschte Hoffnung mehr hatte ihr junges Leben aufzuweisen.

Ihre und ihres Vaters ehrgeizige Wünsche sollten aber jetzt doch endlich erfüllt werden, und ihr

Stolz eine Befriedigung erhalten, auf die sie selbst kaum mehr gerechnet hatten. Der früher in dem von Natzmer'schen Husarenregimente dienende Graf Poninsky, dessen Zweikampf zu Pferde mit dem damaligen Rittmeister von Seydlitz wir früher geschildert haben, war auf einige Zeit nach Juliusburg zum Besuch gekommen. Ein persönlich sehr muthiger und auch gewandter Officier, wie die polnischen Edelleute dies im Allgemeinen stets zu sein pflegen, hatte der Graf Poninsky im zweiten schlesischen Kriege bei dem von Werner'schen Husaren=Regimente, zu dem er des mit dem Rittmeister von Seydlitz gehabten Duells wegen, versetzt worden war, recht gut gedient. Sein ungemessener Ehrgeiz glaubte aber hier nicht die verdiente Anerkennung und vorzugsweise schnelle Beförderung zu finden, und da er seiner vielfach hervortretenden Rauflust wegen, ohnehin keine sonderlich angenehme Stellung im Regimente hatte, so nahm er bald nach Beendigung des Krieges seinen Abschied, und trat aus preußische in chursächsische Dienste über. Der gewandte Pole war am Hofe zu Dresden eine willkommene Erscheinung. Den in der strengen preußischen Militärschule gut gebilde=

ten Reiterofficier, konnte das chursächsische Heer ebenfalls wohl gebrauchen, und so erhielt Graf Poninsky denn sogleich eine Escadron in der Garde, und spielte einige Jahre in Dresden eine ziemlich glänzende Rolle. Allmählig aber schwand bei solchem Leben sein Vermögen, und die Zuschüsse von den auf lange Jahre im Voraus schon an Juden verpfändeten Gütern, wurden stets spärlicher. Dabei war das Treiben an dem damaligen so ungemein verschwenderischen chursächsischen Hofe, höchst kostspielig, die Gage als Rittmeister verhältnißmäßig nur knapp, und die Avancementsaussichten bei den augenblicklichen Friedensverhältnissen, und der großen Menge der vom Hofe auf jegliche Weise protegirten Edelleute, äußerst schlecht; kurz der Graf Poninsky sah ein, daß er sich in seiner bisherigen Stellung nicht zu lange mehr würde behaupten können. Klug und wohlberechnend wie er stets war, nahm er noch zur rechten Zeit seinen Abschied, den er mit dem Titel eines Majors erhielt, und ging auf Reisen, um sich nach einer reichen Frau umzusehen. Der Gedanke an die einzige Tochter des ihm als reich bekannten Gastwirthes Humpelmayer in Juliusburg, fiel ihm

ein, und da er sich des Mädchens zugleich auch noch als einer aufblühenden Knospe, die dereinst in voller Schönheit sich zu entfalten versprach, erinnerte, richtete er seinen Weg nach dem ihm, von früheren Zeiten her, so wohlbekannten Städtchen. Er hatte ohnehin noch einen Vetter bei der daselbst garnisonirenden Husareneskadron dienen, den er zu besuchen beschloß, und so konnte seine längere Anwesenheit in Juliusburg nicht auffallen. Im Frühling 1756, kam der Major, Graf Poninsky mit zwei schönen Pferden, die er noch aus Dresden mitgebracht hatte, denn zu jener Zeit pflegte ein unverheirateter Kavalier seine Reisen stets zu Roß zu machen, im „Preußischen Adler,“ in dem er sein Quartier aufschlug, an. Wenn auch schon etwas verlebt aussehend, war der Graf Poninsky doch noch immer ein sehr stattlicher Mann, dabei gewandt, von feinem Benehmen, und in den Dresdner Hofkreisen viel geübt in der Eroberung weiblicher Herzen. So konnte es ihm denn nicht fehlen, daß er schon in der ersten Woche seines Aufenthaltes in Juliusburg großen Eindruck auf die schöne Cathi machte, und diese seine ihr dargebrachten feurigen Huldigungen mit

sichtbaren Wohlgefallen aufnahm. Dabei schmeichelte es ihrer Eitelkeit ungemein, daß ein Graf und Major, der doch in Dresden mit gar vornehmen Frauen zärtliche Verbindungen gehabt haben mußte, sie jetzt so auszeichne, und auch dem Ehrgeiz des Herrn Humpelmayer, wäre ein gräflicher Schwiegersohn, dessen financielle Zerrüttung ihm dazu noch verborgen blieb, nicht unwillkommen gewesen. Mit nicht zu großer Mühe erhielt daher der Graf gar bald das Jawort der schönen Cathi, der Vater gab gern seine Einwilligung dazu, und kaufte, um seine Tochter auch so auszustatten, daß sie eines Grafen würdig sei, ein Rittergut, was gerade um verhältnißmäßig geringen Preis in dem Königreich Sachsen feil ward, auf den Namen seines gräflichen Schwiegersohnes. Lange in Juliusburg als Bräutigam der Gastwirthstochter zu verweilen, war dem Grafen Poninsky nicht sonderlich angenehm, die schöne Cathi konnte den Augenblick auch nicht erwarten, in dem sie Frau Gräfin wurde, und betrieb ebenfalls die Hochzeit sehr, und so fand diese denn schon im Monat Juli desselben Jahres statt, und Mamsell Cathi Humpelmayer wurde Frau Majorin Gräfin Poninska. Das gab denn ein gar

arges Geklatsche in dem kleinen Städtchen, und auf Wochenlang fanden die Zungen aller alten Basen und Kaffeeschwestern ihre reichliche Beschäftigung dabei. Was man der neuen Gräfin nur Uebles nachsagen konnte, das versäumte man gewiß nicht, und wäre nur ein Zehntheil von dem boshaften Geträtsche, was der Neid allen diesen Weibern jetzt eingab, wahr gewesen, so hätte man die junge Gräfin für die leichtsinnigste Person ihres Geschlechtes halten müssen. Auch die Husaren-Officiere spotteten unter sich wohl etwas über diese Heirath, und meinten, der Graf Poninsky sei auch jetzt wieder dazu ausersehen, der Hintermann des von ihm so bitter gehaßten Seydlitz zu werden, öffentlich benahmen sie sich, wenn zwar auch kalt und ceremoniel, doch sehr höflich gegen das neue gräfliche Ehepaar, was übrigens schon einige Tage nach der Hochzeit Juliusburg verließ, und sich auf das in Sachsen neu erkaufte, stattliche Rittergut begab. Herr Humpelmayer selbst, als Schwiegervater eines Grafen und Majors, fand es nicht mehr passend den Gastwirth zu machen, stets treppauf, treppab zu laufen um neuen Weinvorrath für die durstigen Husaren-Officiere herbeizuschleppen, und sich dabei von

jedem übermüthigen und halbangetrunkenen Kornet, weidlich quälen und hänseln lassen zu müssen. Er verpachtete daher jetzt seinen „Preußischen Adler" zu sehr günstigen Bedingungen, und zog in ein anderes stattliches Haus, was er ebenfalls noch in Juliusburg besaß, dort seine Mußezeit zu allerlei Geldgeschäften, meist etwas schmutziger Art, auch wohl Ankäufen von Getreide, Vieh und ähnlichen ländlichen Producten von solchen Gutsbesitzern, die in augenblicklichen Geldverlegenheiten sich befanden, benutzend. Herr Humpelmayer war in allen Arten von Handel und Wandel ein gar geriebener Mann, der seinen Vortheil niemals außer Augen ließ, und gings nicht auf die eine, so doch gewiß auf die andere Weise, stets einen guten Gewinn zu machen wußte.

Während nun in den Jahren, die zwischen dem Schlusse des zweiten schlesischen Krieges und dem Ausbruch des siebenjährigen lagen, diese Veränderungen in Juliusburg und dem daselbst, oder in der Umgegend garnisonirenden weißen Husarenregimente vorfielen, hatte sich das Schicksal mancher Officiere in dem früher „Fürst Leopold von Anhalt Dessau" genannten Infanterieregimente ebenfalls wesentlich

verändert. Der Hauptmann von Schlagemann diente nicht mehr in demselben, sondern befehligte als Major ein Bataillon eines Garnisonsregimentes, was in einer schlesischen Festung als Besatzung stand. Wegen seiner letzten, in der Schlacht bei Kesselsdorf erhaltenen Wunde, hatte ihm der linke Unterarm abgenommen werden müssen, so daß der Hauptmann nicht mehr für den Dienst in einem Feldregimente paßte, sondern selbst um seine Versetzung zu den Garnisonstruppen nachsuchte, die ihm auch gern gewährt wurde. Wie schon früher der Fall gewesen war, äußerte der Frieden jetzt wieder seine üblen Folgen für diesen Officier. Er verlor nach und nach wieder seine Energie, die er während des Krieges auf so rühmliche Weise gezeigt hatte, ergab sich allmälig mehr dem Trunke, und kam somit auch wieder unter die unbedingte Herrschaft seiner geizigen Ehegattin. Ebenso wie früher bei der Grenadierkompagnie, plagte dieselbe jetzt die armen Soldaten des Garnisonsbataillons durch ihren schmutzigen Geiz, und suchte denselben ihre ohnehin schon kümmerliche Lebensweise noch mehr zu verschlechtern. Eine recht aufrichtige Freude herrschte daher im ganzen Bataillon, als dasselbe

im Jahr 1751 endlich von dem Drucke dieser geizigen, herrschsüchtigen Frau durch den Tod erlöst wurde, und man hatte lange nicht so viele frohe Gesichter unter den Soldaten desselben gesehen, als an dem Tage, da sich diese Nachricht verbreitete. Ihre letzten Dreier suchten diese Soldaten, die gerade nicht aus der besten Mannschaft des Heeres bestanden, zusammen, um diesen Todesfall in den Branntweinschenken möglichst zu feiern, und ein angetrunkener Haufe derselben zog am Abend sogar noch vor das Haus des Majors, in dem die Leiche ausgestellt war, dieselbe durch ein rohes Spottlied zu verhöhnen. Wenn auch die Hauptschuldigen dieses Unfuges am anderen Tage ihrer verdienten Strafe nicht entgingen, und die gehörige Zahl tüchtiger Hiebe bekamen, so zeigte doch dieser Vorfall so recht, wie verhaßt die geizige Majorin von Schlagemann bei den Soldaten des Bataillons gewesen sein mußte.

Nach dem Tode seiner Gattin, fiel der Major in allen häuslichen Dingen gänzlich unter die Herrschaft seiner drei Töchter, von denen Keine, trotz aller aufgewandten Künste der Mutter, sich einen Mann hatte erobern können. So rechte Muster

von vertrockneten, giftig und listig gewordenen alten Jungfern, waren diese drei Majorstöchter geworden, und ihre stets beweglichen bösen Zungen, und die ständige Klatsch= und Scheelsucht, mit der sie alle häuslichen Verhältnisse der ihnen bekannten Familien verfolgten, richteten in der Stadt, die das Unglück hatte, sie in ihren Mauern zu besitzen, nicht wenig Unheil an. Im Hause selbst hatte Fräulein Rieckchen, die älteste dieser Schwestern, nach dem Tode der Mutter sich die Herrschaft angemaßt, und wenn auch knurrend und murrend und auf alle Weise heimlich dagegen Ränke spinnend, mußten doch die anderen beiden Schwestern sich derselben fügen. Nur um die Verwaltung des Bataillons, bekümmerten sich die drei Schwestern nicht so viel, wie dies ihre Mutter gethan hatte, und so brauchten die Soldaten desselben, wenigstens späterhin nicht mehr so zu leiden, und wurden nicht so in All und Jedem übervortheilt. Hierin hatte doch das Singen des Spottliedes, vor der Leiche der Majorin, seine guten Folgen gehabt, denn die Töchter, und besonders Fräulein Rieckchen waren dadurch so erschreckt worden, daß sie allen Berührungen mit den Soldaten möglichst aus dem Wege

gingen, und dieselben auch nicht mehr zur unentgeldlichen Besorgung häuslicher Geschäfte, Bestellung des großen Gartens, und ähnlicher Dinge verwendeten, wie dies früher Alles in möglichst ausgedehnter Weise geschehen war.

Die Grenadierkompagnie, die der Hauptmann von Schlagemann noch während des 2. schlesischen Krieges geführt hatte, befehligte jetzt beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der frühere Fähndrich Graf Dohna, der unterdeß zum Hauptmann vorgerückt war. Einen besseren Chef konnte sich diese Kompagnie nicht wünschen, und was sie früher wohl, als die geizige Häuptmännin von Schlagemann sie noch so sehr bedrückte, hatte leiden müssen, das ward ihr jetzt gar reichlich wieder ersetzt. Wirklich als Muster eines Kompagniechefs, in jeder Hinsicht, konnte der Hauptmann Graf Dohna gelten, und die vortrefflichsten Eigenschaften eines Soldaten, vereinigten sich in seiner Person in seltenster Weise. Er war im Dienst ein rücksichtslose Vorgesetzte, der jede Pflichtverletzung mit dem größten Ernste zu rügen wußte, und nöthigenfalls auch mit gehörigem Nachdruck bestrafte, und eben so strenge, wie gegen sich selbst, auch gegen alle seine

Untergebenen handelte. Selbst das Kleinste galt ihm für wichtig, denn mit Recht sah er es als einen Theil des großen Ganzen an, bei dem eine Vernachlässigung des Einzelnen, gar leicht eine Gefährdung des Gesammten nach sich ziehen könne. Als Muster der genausten Uniformirung und des strengsten Exercitiums, konnte die Graf Dohna'sche Kompagnie stets gelten. Der Zopf jedes einzelnen Soldaten saß gewiß so, wie es die damalige Vorschrift anordnete, jeder Knopf an der Uniform war auf das Glänzendste geputzt, alle Griffe mit dem Gewehre wurden in der ganzen Kompagnie mit einer Gleichförmigkeit, als geschehen dieselben durch eine einzige Maschine, ausgeführt, und bei einer Salve war nur ein einziger Schuß hörbar, so auf die Sekunde geschah dieselbe. Mit welchem Eifer wachte der Hauptmann aber auch darauf, daß dies Alles strenge eingeübt wurde, nie dünckte ihm weder Zeit, noch Mühe vergeblich angewandt, wenn er dadurch seine Kompagnie noch fester in ihrem Exercitium machen konnte. Es gab vielleicht einzelne Officiere, denen dieser übermäßige Diensteseifer des Hauptmanns nicht sonderlich behagte, und die darüber sogar hin und wieder spöttelten, und von

Pedanterie und Kamaschenthum zu sprechen wagten, und sich um ihre Versetzungen zu anderen Kompagnien, die nachsichtigere oder bequemere Chefs hatten, bemühten. Im ganzen waren dies aber nur wenige, und die meisten irgendwie tüchtigen Officiere des Regiments hatten Einsicht genug, die ungemein vielen Verdienste des Grafen Dohna auch gebührend zu schätzen, und es als einen Vorzug zu betrachten, wenn sie bei seiner Kompagnie stehen konnten. Die Mannschaft aber hing an ihren Hauptmann mit der größten Anhänglichkeit, und so sehr dieselbe auch durch den Dienst stark in Anspruch genommen ward, so war doch kein Grenadier, der nicht stolz darauf war, bei der Graf Dohna'schen Kompagnie dienen zu dürfen. Mit einer wahrhaft unermüdlichen Sorgfalt, bekümmerte sich der Hauptmann aber auch um das Wohl aller seiner ihm untergebenen Soldaten, und so strenge er in jeglichen Dienstessachen war, so menschlich fühlte und handelte er in sonstigen Beziehungen. Wo er seinen Soldaten nur eine Wohlthat bereiten, nur Freude gewähren, und durch einen kleinen Zuschuß, ihre oft sehr kärgliche Lage verbessern konnte, da unterließ er dies gewiß

nicht. Er selbst lebte mit einer wahrhaft spartanischen Einfachheit, und legte den noch von seinen Einkünften als Kompagniechef und den Zinsen seines ziemlich beträchtlichen Vermögens, keinen Thaler zurück, so unermüdet war er im Wohlthun für die unter ihm dienenden Soldaten. Namentlich auch für die Witwen und Waisen gestorbener Grenadiere und Unterofficiere, suchte er nach Kräften zu sorgen, und Letzteren auch eine passende Erziehung zu verschaffen, damit sie in ihrer Jugend nicht verwilderten, wie dies sonst leider nur zu oft bei den Soldatenkindern der Fall war. Dabei zeigte der Hauptmann Graf Dohna sich niemals zornig, und man hörte aus seinem Munde nie jene wilden und oft so rohen Flüche, wie sie damals unter der großen Mehrzahl der Officiere, so gang und gebe waren. Selbst seiner Mannschaft suchte derselbe das gar zu viele Fluchen und Schwören möglichst abzugewöhnen, und wenn ihm dieß auch nicht ganz gelang, denn zu jener Zeit war solches unmöglich, ward doch im Allgemeinen von den Grenadieren der Graf Dohna'schen Kompagnie, ungleich weniger geflucht, wie es bei allen übrigen Soldaten geschah, so veredelnd wirkte

wirkte das Beispiel des Hauptmanns, auf diese oft sehr rohen Menschen. Der Grundzug, der durch den Charakter des Grafen Dohna sich zog, war eine tiefe und wahre Religiosität. In den wenigen Stunden, die er nicht seinen dienstlichen Pflichten zu widmen, oder für das Wohl seiner Soldaten zu sorgen hatte, bildete das Lesen der Bibel seine Hauptbeschäftigung, und das Erste womit er in früher Morgenstunde stets den Tag begann, das Letzte womit er am Abend ihn beschloß, war ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet zu seinem Herrn und Schöpfer. Selbst mitten im heftigsten Kriegsgetümmel, versäumte er dies Gebet niemals, und schon als Fähndrich hatte er sich ein großes moralisches Ansehen bei allen seinen Kameraden zu sichern gewußt, daß selbst der freigeistige Lieutenant von Wustrow, dessen scharfe Zunge sonst so leicht nichts verschonte, niemals in den geringsten Spott über den frommen Fähndrich sich ausließ. „Der hat den festen Glauben wirklich im Herzen, und nicht bloß auf der Zunge, und es heißt nicht von ihm: „Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten," wie bei manchen Anderen von solchen scheinheiligen Herren, die stets

so schöne Redensarten im Munde führen, und so fromm ihre Augen zu verdrehen wissen, dabei aber im Geheimen die größten Prasser und Leckermäuler sind, während sie ihre armen Soldaten auf alle Weise schinden. Ueber solch Gesindel kann man sich gar nicht genug lustig machen, über unseren Grafen aber wahrhaftig nicht, denn der ist viel beßer, als wir Alle zusammen hier sind," sagte einst der Lieutenant von Wustrow, da sich ein Officier eines anderen Regiments darüber aufhalten wollte, daß der Fähndrich Graf Dohna stets ein Neues Testament bei sich in der Tasche führe. Schon als Fähndrich hatte der Graf diese fromme Sitte angenommen, und setzte dieselbe auch als Hauptmann fort, und dies „Neue Testament" blieb fortwährend seine Lieblingslektüre, der er manche dienstesfreie Stunde widmete.

Nächst dieser tiefen und wahren Religiosität war aber auch ächte Ritterlichkeit ein Hauptzug im ganzen Charakter des Grafen Dohna. Er war stolz darauf, einem alten und vornehmen Grafengeschlechte anzugehören, und hielt strenge auf alle Vorrechte, welche ihm seine Geburt nach damaliger Sitte vielfach gewährte. Aber weil er die Rechte des Adels hoch-

stellte, wollte er demselben dafür auch wieder eben so hohe Pflichten auferlegt wissen, und ein Edelmann mußte, seiner Ueberzeugung nach, die höchste Verpflichtung in sich fühlen, in Allem und Jedem auch ein wahrhaft edler Mann zu sein. War er dies nicht, suchte er seinen Stolz nur im Uebermuth, nicht aber in wirklich edlem Benehmen, dann stand ein solcher in den Augen des Grafen Dohna ungleich geringer da, wie der niedrigste Handwerksbursche, und er behandelte solche Männer, die er innerlich verachtete, stets mit stolzer Geringschätzung, wenn ihm auch die Pflichten seines Dienstes, oder des sonstigen Lebens manche äußerliche Rücksichten gegen sie auflegten. Er galt daher leicht bei denen, die ihn nicht näher kannten, für ungemein stolz, kalt und schroff, und erfreute sich bei manchen Officieren nicht einer solchen Beliebtheit, wie er sie eigentlich verdient hätte. Wem er aber einmal Freundschaft geschenkt hatte, dem bewahrte er dieselbe aber auch fest und unwandelbar, und nicht bloß in schönen Worten, sondern auch in Thaten zeigte sich dann dieselbe. Besonders auch in seinem Verhältniß zu dem jungen Leopold von Schlagemann, dem Sohne des Majors, den er schon als Knabe, da

er selbst noch als Fähndrich bei der Kompagnie seines Vaters stand, so gern um sich gehabt hatte, zeigte sich die Beständigkeit seiner Gefühle recht deutlich. Da er ja selbst aus eigener Anschauung die übeln Verhältnisse der Schlagemann'schen Familie kannte, und eine nachtheilige Wirkung derselben auf den Sohn fürchtete, so hatte er denselben, bei des Vaters Versetzung zu dem Garnisons-Regimente, ganz bei sich behalten. Als wenn es sein eigenes Kind wäre, mit so wahrhaft väterlicher Liebe sorgte er für denselben, und der Knabe hätte nie in bessere Hände kommen können. Er machte aber auch seinem Pflegevater in jeder Hinsicht große Freude, und war körperlich wie geistig wirklich zu einem vortrefflichen Jünglinge herangewachsen. Jetzt diente er schon seit einigen Jahren als Freikorporal und später als Fahnenjunker in der Graf Dohna'schen Grenadier-Kompagnie, und ward beim Ausmarsch in das Feld zum Fähndrich befördert.

Ebenfalls in derselben Kompagnie stand immer noch der uns bekannte Korporal Daxenberger, der unermüdete Abrichter der tölpenhaftesten Rekruten, die nach alter Gewohnheit stets unter seine besondere Obhut gestellt wurden. Wenn auch jetzt schon in

ziemlich bejahrtem Lebensalter stehend, hatte der Korporal Daxenberger sich doch sonst weder im Aeußern noch Innern bedeutend verändert, und konnte noch immer als ein in jeder Weise vollkommen dienstestüchtiger Korporal gelten. Nur magerer und hagerer, wenn dies irgend möglich, war er im Laufe der letzten Jahre noch geworden. Auch kein Loth Fleisch zeigte sich fast an seinem ganzen Körper mehr, der nur aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien, und wie altes, zusammengeschrumptes Schuhleder sah die gelbgraue Haut seines Gesichtes, an dem noch immer kein Barthaar sich zeigte, aus.

Ebenfalls bei dieser Kompagnie stand auch noch der Grenadier, der von seinen Kameraden so allgemein der Berliner genannt wurde, daß sein eigentlicher Name darüber ganz in Vergessenheit kam. Von roher und unbändiger Natur, wie er nun einmal war, konnte nur die strenge Disciplin, unter die er sich beugen mußte, ihn einigermaßen in Ordnung halten. Unzählige Mal hatte er in dieser Friedenszeit wieder mehr oder minder harte Strafen auszuhalten gehabt, und wenn auch der Hauptmann, der seinen Werth als überaus muthiger und zuverlässiger Soldat, in dem zweiten schlesischen Kriege

recht wohl erkannte, ihn möglichst schonte und Manches ungestraft durchschlüpfen ließ, was sonst eigentlich Strafe verdient hätte, so ging dies doch nicht immer an. Mit großem Gleichmuth hielt übrigens der Berliner alle solche Strafen aus, und besonders die Stockschläge, die gar oft in gehöriger Zahl auf seinen breiten Rücken herabfielen, entlockten ihm gewiß kein sichtbares Zeichen des Schmerzes. Mochten auch die stärksten Korporale, denen es verdroß, daß sie keine Wirkung bei dem Berliner hervorbringen konnten, noch so gewaltig auf ihn losschlagen, die Haselsstöcke oft in Splitter zerspringen, er verzog gewiß keine Miene im Gesicht, während der Exekution und äußerte sogar häufig, nach Beendigung derselben, seinen Hohn über die geringe Geschicklichkeit der Korporale im Schlagen, durch mancherlei Spötteleien. Gewiß mehrere tausend Stockschläge hatte er auf diese Weise ohne den mindesten Erfolg, in diesen Friedensjahren wieder erhalten. Und trotzdem war der Berliner eigentlich ein trefflicher Soldat, voll Ehrgefühl und großer persönlicher Tapferkeit. Er machte sich nie eines entehrenden Verbrechens schuldig, war ehrlich, daß man ihn ohne Weiteres zwischen volle

ungezählte Beutel mit Geld hätte hinstellen können, ohne daß er nur einen Groschen davon entwendet, und wäre auch durch die größten Versprechungen nicht dazu zu verführen gewesen, von seiner Fahne zu desertiren, ein Verbrechen, was sonst leider nur zu häufig in jener Zeit vorkam. Galt es im Kriege Freiwillige zu irgend einem recht waghalsigen Unternehmen aufzurufen, so war der Berliner gewiß der erste Soldat, der sich dazu stellte, und weder Entbehrungen noch gar Gefahren konnten ihn je einen Augenblick in seinem Kriegseifer lässig machen. Dabei hegte er für diejenigen Officiere, die ihm achtungswerth erschienen, eine treue Anhänglichkeit, die dann auch durch keine verdienterweise über ihn verhängte Strafen, wieder erschüttert werden konnte. Besonders für den Hauptmann Graf Dohna wäre er ohne Weiteres durch das Feuer gestürmt, wenn dieser ihm den Befehl dazu gegeben hätte, und kein Hund konnte seinem Herrn eine treuere Anhänglichkeit beweisen, wie sie der Berliner für diesen Officier besaß. Dabei hatte dieser ihn schon unzählige mal — wenn auch leider immer vergeblich — mit verdienten und dabei oft sehr harten Strafen züchtigen lassen. Die Vergehen dieses Soldaten, der

auf den Gassen Berlins wild aufgewachsen, auch nicht den allermindesten Schulunterricht jemals erhalten hatte, so daß er weder seinen Namen schreiben, noch eine Zeile lesen konnte, bestanden größtentheils in einem Uebermaß von roher Kraft, der häufig die engen Fesseln seiner Lage sprengte. Er prügelte sich unzähligemal, besonders mit niederen Personen aus dem Civilstande, oder Soldaten anderer Regimenter, und fügte mit seiner großen Körperkraft seinen Gegnern dann häufig solche Verletzungen zu, daß sie lange Zeit daran liegen mußten. Wenn er das Geld dazu aufbringen konnte, und nicht im Dienst war, betrank er sich gewiß stets, gleichgültig dagegen, welche Strafe dafür später seiner harre, und verübte in solch trunkenem Zustande dann gar leicht die gröbsten Excesse, ja vergaß sich sogar in der Subordination besonders gegen solche Korporale, die er nicht sonderlich hochachtete. Wiederholt schon hatte er deshalb Spießruthen laufen müssen, nnd noch einige Wochen vor dem Ausmarsch in das Feld war er zum Gassenlaufen von 300 Mann, fünfmal auf, und fünfmal ab, verurtheilt worden, weil er in der Betrunkenheit einen Korporal von einem anderen

Regimente, der ihn hatte arretiren wollen, zu Boden geschlagen. Obgleich bei diesem Spießruthenlaufen das Blut in Strömen an seinem zerhauenen Rücken herab lief, und das von den scharfen Ruthenhieben losgerissene Fleisch in einzelnen Fetzen danieder hing, verzog der Berliner während dieser ganzen Execution doch keine Miene, und stieß auch nicht den mindesten Schmerzensschrei aus. Mit stolzer Geringschätzung schritt er durch die Reihen der hauenden Soldaten auf und ab, und wie die Execution nun vorüber war, und ihm ein alter Rock über den bluttriefenden Rücken geworfen wurde, um ihn zur Heilung in das Lazareth zu führen, da stand er so aufrecht da, schaute mit so kühnen Blicken um sich, als habe er soeben einen glänzenden Orden, und nicht eine sehr harte Strafe erhalten.

Als ihm aber der Officier, der diese Execution kommandirte — der Hauptmann Graf Dohna war absichtlich nicht bei derselben anwesend — nunmehr die Ordre vorlas, daß er wegen wiederholter Insubordinationsvergehen, nach beendeter Heilung seines Rückens aus der Grenadierkompagnie entfernt, und an ein Garnisonsbataillon abgegeben

werden solle, da brach sein bisheriger Stolz plötzlich zusammen; als wie von einem harten Schlage berührt, knickte er in die Knie, sein Gesicht wurde bleich, und kaum vermochte er die Worte herauszubringen: „Von der Kompagnie, in der ich nun schon über 30 Jahre diene, gehe ich nicht lebendig fort, und lieber mögen sie mir auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf jagen, ehe ich mich bei so einem verfluchten Garnisonsbataillon einkleiden und meine Grenadiermütze abnehmen lasse.“ So gewaltig hatte diese Nachricht von seiner Versetzung, den sonst so starken Grenadier erschüttert, daß er förmlich von zwei anderen Soldaten unter den Arm genommen, und in das Lazareth geführt werden mußte, weil er zum Gehen zu schwach war. Wiederholt lief er während seiner Heilung aus dem Lazareth heraus, um eine Abänderung dieser Versetzung zu erbitten, und erklärte sich gern dazu bereit, noch einmal, ja selbst zweimal aufs Neue durch die Gassen Spießruthen zu laufen, wenn er nur bei der Grenadierkompagnie bleiben dürfe.

Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges, brachte ihm die Erfüllung dieser Bitte, ohne daß er nöthig hatte, sich deshalb auf's Neue seinen Rücken zer-

fleischen zu lassen. Den vielerprobten, und für den Krieg ungemein brauchbaren Soldaten, auf dessen Muth und Feldtüchtigkeit er unbedingt vertrauen konnte, wollte der Hauptmann, Graf Dohna, jetzt da es in den Kampf ging, sehr ungern von seiner Kompagnie missen. Er that deshalb die nöthigen Schritte bei dem Obersten des Regiments, um die Rücknahme des schon erlassenen Befehls zu bewirken, was denn auch in Betracht der veränderten Verhältnisse gern genehmigt wurde.

Der Rücken des Berliner's war noch nicht völlig wieder von den Streichen beim Spießruthenlaufen geheilt, da hing derselbe schon frohen Muthes seine Patrontasche um, und marschirte mit der ausrückenden Grenadierkompagnie in den neuen Kampf. Unter allen den kriegslustigen Soldaten, die ihre frohen Lieder singend, jetzt voller Freude in den blutigen Krieg, dessen Ende aber sehr Wenige von ihnen erleben sollten, ausmarschirten, war aber gewiß Keiner in beßerer Stimmung, wie gerade der Berliner, der vor Fröhlichkeit kaum wußte, was er beginnen sollte. Es ging ja in den Krieg, und er konnte bei der Grenadierkompagnie des Hauptmanns Graf Dohna bleiben, ein doppelter Grund

für seine Freude. „Ein Saufaus und Liederjahn und Taugenichts bin ich, und bleib ich leider auch zeitlebens, das weiß ich nur zu gewiß, und wenn sie, Herr Hauptmann mir recht oft den Buckel voll Schläge aufzählen lassen, so geschieht mir ganz recht damit, aber wenn jetzt ein Grenadier mal für sie in den Tod gehen soll, Herr Hauptmann, dann befehlen sie nur mich dazu, und sobald es je Freiwillige aufzurufen giebt, dann bin ich immer der Erste derselben, das versteht sich von selbst," antwortete der Berliner dem Hauptmann Graf Dohna, als er sich, nach der Entlassung aus dem Lazareth, bei ihm zum Wiedereintritt in die Kompagnie meldete, und dieser ihm in seiner ernsten und dabei doch gütigen Weise einige wohlgemeinte Ermahnungsworte gesagt hatte. Und dem rohen, gegen jeden Schmerz abgehärteten Menschen, traten vor innerer Rührung die Thränen in die Augen, da der Hauptmann ihm nach dieser Versicherung seiner unbedingten Ergebenheit, wohlwollend die Hand reichte.

Der Lieutenant von Wustrow war in den letzten Friedensjahren ebenfalls zum Hauptmann befördert worden, befand sich aber nicht mehr bei

dem Regimente, sondern that Adjutantendienste bei dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Bruder des Königs. Seine, schon als junger Officier stets gezeigten, verschiedenen Eigenschaften hatten sich bei gereifterem männlichen Alter gleichmäßig stark entwickelt. So wie er jetzt die Schärpe umgebunden, und den Degen an die Seite gesteckt hatte, war er der dienstesstrenge preußische Officiere, den die Gebote der Pflicht und Ehre über Alles gingen, und der nichts Höheres kannte, als sich im Dienste seines großen Königs auf jegliche Weise auszuzeichnen. War der Hauptmann von Wustrow aber nicht im Dienst, dann zeigte er im Allgemeinen jetzt noch weniger militärischen Sinn wie früher, da er als Subalterofficier in einer Kompagnie dies doch mußte, und schien mehr ein galanter witziger Hofmann, wie ein Officier zu sein. Mit scharfem Spotte verfolgte er dann Alles, was irgendwie eine Lächerlichkeit ihm darbot, und seine Zunge verschonte so leicht nichts, sobald er einen guten Witz darüber machen, oder eine geistreiche Bemerkung hören lassen konnte. Wie der Hauptmann Graf Dohna stets ein „Neues Testament,“ so führte der Hauptmann von Wustrow immer einen

Band Voltairischer Gedichte bei sich, und gehörte überhaupt mit zu den größten Verehrern dieses französischen Philosophen, den er in Berlin auch persönlich kennen gelernt hatte. Er musicirte auch häufig, versuchte französische Verse zu machen, spielte mit großem Geschick Komödie auf dem Liebhabertheater, machte schönen Frauen mit vieler Gewandtheit, und daher auch mit nicht geringem Glück den Hof, kurz war in all und jedem ein eleganter Salonmann, der sich deshalb auch vortrefflich dazu paßte, Adjutantendienst bei einem so geistreichen Fürsten, wie der Prinz Heinrich dies unstreitig war, zu verrichten. Wie aber der Kriegsruf aufs Neue erscholl, und der König Friedrich sein tapferes Heer unter die Waffen rief, da warf, gleich dem edlen Prinzen, bei dem er sich aufhielt, der Hauptmann von Wustrow all diesen nichtigen Tand, mit dem er sich in den letzten Friedensjahren fast ausschließlich beschäftigt hatte, bei Seite, und während der Feldzüge selbst erfüllte nur der Dienst des Soldaten sein ganzes Wesen. Ein guter Kompagnie-Chef wäre der Hauptmann von Wustrow freilich wohl nicht geworden, denn dazu hatte er die vielen praktischen Einzelheiten des

Dienstes in letzter Zeit zu sehr vernachlässigt, ein trefflicher Adjutant war er aber jedenfalls, und zeigte sich auch in dieser Hinsicht der Ehre, ein Officier Friedrich des Großen zu sein, würdig.

Sechstes Kapitel.

Mit Sing und Sang und Kling und Klang, unter wirbelndem Trommelschall und schmetternden Trompeten, marschirten im August des Jahres 1756 die einzelnen preußischen Regimenter aus ihren verschiedenen Friedensgarnisonen ab, um sich an den genau vorgeschriebenen Plätzen, und den streng bestimmten Tagen, mit anderen Truppen zu größeren Heerestheilen zu vereinigen. Schon im Voraus war der Hauptplan dieses ganzen, so überraschend schnell begonnenen Feldzuges, von dem großen Könige vortrefflich ausgearbeitet, und in strenger Pünktlichkeit wurden alle dafür befohlenen Anordnungen

nun auch ausgeführt. Die tüchtige Disciplin, die durch das ganze preußische Heereswesen zu jener Zeit ging, und die gute Schule, welche alle Officiere schon in den beiden früheren schlesischen Kriegen durchgemacht hatten, bewährte sich auch diesmal wieder vortrefflich. Mit wirklich überraschender Schnelligkeit waren drei preußische, beträchtliche Heere an den geeignetsten Stellen zusammengezogen, und bevor seine zahlreichen Feinde sich nur von ihrer ersten Bestürzung, über den so unerwartet schnellen Ausbruch des Krieges, hatten erholen und die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr treffen können, stand Friederich der Große im Königreich Sachsen, dem Lande seines erbittersten Gegners, und hatte dadurch den so ungemein wichtigen Zweck erreicht, den Krieg gleich von vorneherein in das feindliche Gebiet zu verlegen.

Selten ist wohl ein Heer mit so freudigem Muthe in einen blutigen Krieg, gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind marschirt, wie es jetzt das preußische that. Die vielen in den ersten beiden schlesischen Kriegen glänzend erfochtenen Siege, hatten das Vertrauen der Soldaten, sowohl auch ihre eigene Tüchtigkeit, wie besonders

auch auf das überwiegende Feldherrntalent ihres großen Königs, ganz ungemein gesteigert. Wenn auch die Zahl der Feinde ihnen noch so weit überlegen war, was kümmert das die Soldaten viel, sobald nur ihr „Fritze" an ihrer Spitze stand.

Dazu war jetzt, als der Ausmarsch begann, die schöne Sommerszeit, in der es sich auch weit besser in den Krieg marschiren ließ, wie bei des Winters rauher Witterung. Die gemeinen Soldaten freuten sich, daß sie jetzt im Felde ungleich mehr Freiheiten hatten, wie daheim in der Garnison, wo die damalige furchtbar strenge Disciplin in voller Kraft herrschte, und begrüßten auch schon deshalb jeden neuen Krieg mit aufrichtiger Freude. Den Officieren aber, deren Avancement während der letzten langen Friedenszeit gewaltig gestockt hatte, blühte jetzt wieder die Aussicht auf kriegerische Thätigkeit, und sie hatten gegründete Hoffnung, sich Ruhm, Auszeichnung und was daneben auch nicht ohne Wichtigkeit war, schnellere Beförderung durch eigenes Verdienst zu erwerben. Es war daher begreiflich, daß Alles jubelte und sang und voller Späße war, und der strenge Ernst, der so häufig in den Friedensgarnisonen des damaligen preußi-

schen Heeres herrschte, sich gar bald in eine theilweise ausgelassene Lustigkeit verwandelte.

In drei Kolonnen geschah zu gleicher Zeit der Einmarsch des preußischen Heeres in Sachsen, dieses schöne Land, was schon so viele blutige Schlachten in seinen Grenzen schlagen sah. Die erste Kolonne, die der König selbst befehligte, marschirte über Torgau, wo die Elbe überschritten ward, geradezu bis in die Mitte Sachsens, wo sie bei Rothenschönberg, unweit des Städtchens Rossen, ein Lager bezog. Die zweite Kolonne unter der Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, bei welcher sich auch der Prinz Heinrich von Preußen befand, richtete über Naumburg und Eisleben ihren Marsch nach Leipzig, um diese reiche und wichtige Handelsstadt in raschem Besitz zu nehmen. Die dritte Kolonne unter dem Generallieutenant Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bewern drang durch die Lausitz in das Königreich ein, und lagerte sich unweit Stolpen an der Elbe. So war Dresden, die Hauptstadt des Landes, denn von preußischen Truppen ganz umschlossen und das Königreich Sachsen in preußischem Besitz, bevor der Kurfürst sich noch recht von seinem ersten Schrecke

über solch unerwartet schnellen Einmarsch der Feinde hatte erholen können.

In Sachsen war gut Krieg führen, das wußten die preußischen Soldaten noch von den Zeiten des zweiten schlesischen Krieges her, in dem sie ebenfalls lange in diesem Lande gewesen waren, und sie freuten sich daher nicht wenig über den klugen Gedanken ihres Königs, den Kriegsschauplatz sogleich in die Gegend zu verlegen.

So herrschte denn besonders auch bei den Truppen, die unter des Prinzen Heinrichs Befehl direct auf Leipzig marschirten, eine gar vergnügte Stimmung. Gar die Spaßmacher und lustigen Brüder in den Kompagnien und Schwadronen überboten sich jetzt förmlich in Witzen über das behagliche Leben, was sie nunmehr in Sachsen führen wollten. „Hurjeh in Sachsen, wo die schönen Mädchen man so auf den Bäumen wachsen, da soll es ein Leben werden. Da stell ich mich unter den größten Baum, und fange recht zu schütteln an, daß die Mädels uns nur so auf die Köpfe fallen und jeder Soldat seine eigene mit sich in das Quartier nehmen kann, und wer damit noch nicht zufrieden, eine zweite zubekommt," rief lachend ein

Soldat des Prinz Heinrich'schen Infanterieregiments, als die preußische Avantgarde hinter Schkeuditz sich der sächsischen Grenze näherte.

„Ja, und die erste, die abfällt, die bekommt dann unser Prinz," schrie sehr laut ein zweiter Grenadier, da er sah, daß der Prinz Heinrich soeben mit seinen Adjutanten vorbeiritt, in der Absicht, sich diesem bemerklich zu machen.

„Danke vielmals für seinen Willen, muß aber das Geschenk doch ausschlagen. Möchte beim Mädchen von den Bäumen schütteln wohl eben so gehen wie beim Pflaumenschütteln, wo auch die vertrocknetsten und schrumpflichsten immer zuerst abfallen," lachte der Prinz, der diese Absicht des Soldaten recht gut durchschaut hatte.

„Hurrah, da blitzen die Thürme von Leipzig schon in der Sonne, freut euch, Kameraden, das ist eine gar schöne Stadt, da giebt's Speckkuchen und Schweineknöcheln und Mohnklöße in den Quartieren zu essen," rief bald darauf mit gellender Stimme ein baumlanger Grenadier, der an der Spitze der Avantgarde marschirte.

„Wo siehst du die Thürme," fragte Prinz Heinrich, der auf seinem großen braunen Englän-

der sogleich schnell zu dem Soldaten, der diesen Ruf gethan hatte, hingaloppirte.

„Sehen Ew. Königliche Hoheit nur gerade ihrer Nase nach, da blitzen die Spitzen in der hellen Morgensonne ganz deutlich,“ antwortete der Grenadier, der zu den besonderen Lieblingen des Prinzen gehörte, indem er mit der Hand nach der bezeichneten Gegend hinwies.

„Weißt du auch gewiß, daß dies die Leipziger Thürme sind, oder hast du wieder einen Rausch wie gewöhnlich,“ meinte lachend der Prinz, der am heutigen Morgen in der besten Laune war.

„Jh, das müßte doch mit dem Deubel zugehen, wenn ich Leipzig nicht wieder kennen sollte. Da war ich ja schon dazumal im zweiten schlesischen Kriege mit Ew. Königlichen Hoheit drin, wissen sie nicht, sie ließen sich ja dort im Wirthshause zum Bären, was da gleich rechts am Wege liegt, einen Crambamboli einschenken und fragten dann: „Willst du auch einen hinter die Binde gießen, mein Sohn,“ und ich antwortete: „Allemal derjenige Ew. Königlichen Hoheit, welcher, und so spendirten sie mir denn einen echten Nordhäuser

und wir waren Beide ganz vergnügt mit einander," lachte der Grenadier.

„Diesmal ist keine Zeit, daß wir im Bären anhalten und einen Nordhäuser trinken. Wir müssen machen, daß wir nach Leipzig kommen, so hat es mein Bruder, der König, befohlen, und daß der nicht lange fackelt, wißt ihr ja Alle. — Da laß dir von meinem Reitknechte einen Thaler dafür geben, daß du Leipzig zuerst gesehen hast, und versaufe den heute Abend auf meine Gesundheit," erwiderte der freundliche Prinz und ritt auf einen von Leipzig mit einem leeren Getreidewagen zurückfahrenden Bauer zu, um an diesen einige Fragen zu richten.

„Sind die Thore von Leipzig stark besetzt, und von welchem Regimente sind die Soldaten, die da stehen," fragte in schnellem Tone der Prinz den Bauer, denn es war ihm von äußerster Wichtigkeit, zu wissen, ob er sich der Stadt sogleich, ohne Widerstand dabei zu finden, bemächtigen könne.

„Jh — ja, mei guter Härre, das kann ich sie schon sagen. Gar viele Soldaten sind da und in jedem Thore stehen zwei Mann, und sehr grobe Luderskerle, vor denen man sich schon färchten thuen

muß, sein das. Und erst heute habe ich gesehen, daß der Eine, der da am äußersten Thore auf dem Posten stand, drei alte Weiber, die da betteln wollten, auf einmal so grimmig anschnautzte, daß sie vor Schreck in den Beenen wackelten.“

„Laß er seine Weiber — was gehen die mich an. Ich frage von welchem Regimente sind denn die Soldaten,“ unterbrach in etwas ungeduldigem Tone der Prinz diese lange Erzählung des geschwätzigen Bauern.

„Ihja, mei guter Härre, das kann ich sie schon sagen, das weeß ich nich,“ antwortete aber dieser.

„Dummer Teufel, weiß nicht einmal, wie man die Soldaten nennt, die in Leipzig garnisoniren,“ fuhr der Prinz auf.

„Ih—ja, mei gutes Härrchen, werden se man nich gleich so böse und raiseniren se man nich so, das ist schädlich vor dee Gesundheit und fährt in de Gedärme. Ja, wie sie heßen die Soldaten, das kann ich sie schon sagen, Stadtmösen nennen mir sie Alle, denn so haben sie die Studenten getauft, warum aber das, weeß ich nicht,

wenn's man nicht so von wegen ihrer blauen und gelben Kleedage ist," meinte jetzt dieser.

„Nun, wenn weiter keine Garnison in Leipzig steht, wie diese Stadtsoldaten des hochedlen Raths, so wird die Eroberung der Stadt uns wohl nicht viel Verlust kosten," sprach der Prinz, den diese Auskunft des Bauern in sehr frohe Laune versetzt hatte, und befahl einem Adjutanten, demselben zur Belohnung sogleich einen blanken Friedrichsd'or auszuzahlen.

Zugleich sagte er zu dem Hauptmann von Wustrow, der als Adjutant neben ihm hielt: „Jetzt soll er die erste Eroberung in diesem Kriege machen, mein lieber von Wustrow. Nehm er da 50 Husaren von der Escadron, die dicht hinter uns hält, und trab er schnell voran, um die Thore besetzen zu lassen, und Alles für unseren Einmarsch zu besorgen. Auf Widerstand wird er wohl nicht dabei stoßen, und so laß er die Husaren keine Excesse machen. Am Nachmittag marschire ich dann selbst mit meinen übrigen Truppen ein."

Sehr vergnügt über diesen ehrenvollen Auftrag, der ihn zum Eroberer von Leipzig machte,

trabte der Hauptmann von Wustrow schnell mit zwei Zügen Husaren des Zieten'schen Regimentes jetzt ab.

In behaglicher Ruhe saß die Wache der Stadtsoldaten am Halle'schen Thore in Leipzig auf einer langen Holzbank, die man vorsorglich in dem kühlen Schatten eines Baumes hingestellt hatte. Einige der alten, abgelebten Männer, aus denen diese Soldaten fast größtentheils bestanden, waren, ihrer Gewohnheit nach, in einen süßen Halbdusel verfallen, in dem sie manche Stunden des Tages verträumten, Andere, die fleißiger waren, hatten die nützliche Beschäftigung des Strumpfstrickens ergriffen und suchten sich die Müdigkeit dabei durch möglichst breit und gedehnt vorgetragene Erzählungen ihrer verschiedenen Heldenthaten gegen alte Bettelweiber, Vagabunden, betrunkene Handwerksburschen, ja selbst gegen übermüthige Studenten, unbedingt die gefährlichsten Feinde der Leipziger Stadtsoldaten, von denen diese oft schon gehörig abgeholzt waren, zu vertreiben.

Selbst der Posten, der am äußersten Thore, wo ein Schlagbaum zum Niederlassen angebracht war, seinen Platz hatte, machte es sich möglichst

bequem. Sein Gewehr hatte derselbe in das Schilderhaus daneben gelehnt, statt des dreispitzigen Hutes, der ihm in der Augustsonne zu heiß und schwer war, eine buntgewirkte baumwollene Nachtmütze, deren Zipfel mit einer Quaste herunterhing, auf das müde Haupt gesetzt, und so sich auf einen alten defekten Holzschemel niedergelassen. Seine fleißige Absicht war eigentlich, die edle Kunst des Strumpfstrickens zu treiben, doch siegten Faulheit und Müdigkeit über diesen guten Vorsatz. Ein Paar Maschen strickte er wohl hie und da mit schweren Händen, dann sanken seine Arme wieder schlaff herunter, der angefangene lange Strumpf lag auf den Knien und sein müdes Haupt nickte im Halbdusel vorne auf die Brust. Plötzlich riß dann der Gedanke an den unsanften Empfang, der ihm von Seiten seiner fleißigen Ehegattin zu Theil würde, wenn er den Strumpf nicht ganz fertig von der Wache mit nach Hause brächte, den Soldaten wieder auf einige Augenblicke zur neuen Thätigkeit empor. Er fing dann wieder zu stricken an, sank jedoch bald wieder in den früheren Schlummer zurück, Stadt und Thor sich ihrer eigenen Aufsicht überlassend.

Die Ruhe der Mittagsstunde eines heißen Augusttages lag dabei über der ganzen Gegend. Kein Lüftchen rührte sich und unbeweglich hingen die Blätter an den Pappeln, welche die Halle'sche Landstraße umfaßten, herab. Selbst die Sperlinge, welche in den Zweigen der Bäume saßen, waren zu faul, um zu zwitschern und lustig herumzuhüpfen, wie es sonst ihre beständige Gewohnheit war, sondern blieben mit aufgeblasenen Federn, die munteren Augen halb geschlossen, das Köpfchen tief bis an den Hals hineingezogen oft viele Minuten unbeweglich auf einem Platze sitzen. Einem sanften Schlaf nach gehabter harter Arbeit hingegeben, lagen einige alte Milchweiber, welche mit ihren Hundefuhrwerken Milch aus den benachbarten Dörfern in die Stadt gebracht hatten, in dem mit staubigem Grase bewachsenen Weggraben unter dem spärlichen Schatten der Pappeln. Ihre Karren mit den jetzt leeren Gefäßen und Kruken, standen unfern davon am Wege und die geplagten, mageren Hunde vor denselben hatten sich ebenfalls, alle Beine weit von sich streckend, in den weichen, so recht durchwärmten Sand hingelegt, ebenfalls ein wohlverdientes Schläfchen zu machen. Oft schnappte

ein oder der andere Hund dann wohl mit dem Maule auf, wenn die ihn umsummenden Fliegen gar zu zudringlich wurden, legte aber bald wieder den struppigen Kopf platt auf den Boden, zu faul diese im Ganzen doch nur ziemlich erfolglose Fliegenjagd noch lange weiter fortzusetzen. In schwarze Haufen, dicht an einander gesetzt, hielten dabei die Fliegen an den Milchtropfen in den Kannen und Gefäßen auf den Karren, ein gar leckeres Mahl, und das Summen und Surren derselben war häufig das einzige Geräusch, was man während langer Pausen in der ganzen Umgebung dieses Wachtpostens vernehmen konnte. Es war unmöglich, sich ein charakteristischeres Bild der tiefsten, friedlichen Ruhe zu denken, wie diese schlafende Schildwache, welche die Stadt Leipzig bewachen sollte, in solcher Umgebung darbot.

Jetzt erhob sich in dem tiefen Sandwege, der damals über Schkeuditz nach Halle führte, eine dicke Staubwolke, die selbst die Aufmerksamkeit des Stadtsoldaten, der zufällig einen Augenblick aus seinem Schlafe auffuhr, so weit fesselte, daß er sich mit der umgekehrten Hand die müden Augen etwas auswischte, um besser darnach sehen zu können.

Nichts, wie dicken Staub, der gerade in die Höhe stieg, konnte er aber entdecken, und in der Meinung, derselbe rühre von der Schaafheerde des Stadtschäfers her, der häufig um diese Zeit über die Landstraße zu treiben pflegte, beruhigte er sich auch sogleich, und fiel bald wieder in den früheren Schlummer.

Auf ihren kleinen behenden Rossen aus der Ukraine, mit denen damals sämmtliche preußische Husaren-Regimenter beritten waren, kamen jetzt drei Husaren angetrabt. Zwei Mann und ein Korporal waren es. Dick lag der Staub auf ihren rothen Dollmans und schwarzen Pelzmützen, und der Schweiß rann in großen Tropfen von den gebräunten Gesichtern der Reiter, wie auch ihre Rosse weiße Schaumflocken, von dem schnellen Ritte im tiefen Sande, am Hals und den Flanken zeigten. Fest und gerade war aber Schluß und Haltung, und muthiges Selbstvertrauen blitzte aus den Augen der Husaren.

„Straf mir Gott, der Kerl da schläft sogar auf seinem Posten. — Na warte, ich werde dir ufwecken," rief verwundert der Korporal aus, der seinen beiden Husaren einige Schritte vorausgetrabt

war, als er seinen kleinen Fuchs dicht vor dem Schlagbaum parirte, ohne bisher von dem Wächter desselben bemerkt worden zu sein. Jetzt aber fuhr dieser, der die Huftritte der Rosse in dem weichen Sande bisher überhört hatte, plötzlich mit so erschrockenem Sprunge auf, daß er seinen Sitz dabei umstieß und fast über denselben gestolpert wäre. Mit einem unendlich dummen Ausdruck in seinem Gesicht, starrte er dann ganz verwirrt die Husaren an, deren plötzliches Erscheinen, so dicht ihm vor der Nase, er sich gar nicht erklären konnte. „Wer sein die Härren und woher kommen sie und haben sie auch richtige Papiere," that er endlich mit sehr verdutzter Stimme die ihm zur mechanischen Gewohnheit gewordenen üblichen Fragen.

„Preußische Husaren sind wir. Sieht er das nicht, Esel, und hier sind unsere Papiere," antwortete ihm barsch der Husarenkorporal, dabei mit der Hand an seinen Säbel schlagend, daß dieser laut klirrte.

„Haben die Härren die Erlaubniß von einem hochedlen Rath, in die Stadt einzureiten," frug der Posten weiter, allmählig sich wieder etwas sammelnd.

„Was scheert uns Preußen sein Rath. Zum Teufel mit ihm und Platz gemacht, daß wir einreiten können," gab ihm der Korporal zur Antwort, und drängte dabei seinen Fuchs vorwärts, um durch den Schlagbaum zu reiten.

Schnell wollte jetzt der Stadtsoldat vorspringen und den Schlagbaum niederlassen, aber schneller noch war das Pferd des Korporals ihm an der Seite, und mit einem zornigen „Will er den Baum wohl auflassen, er Sackermenter, oder das heilige Kreuzdonnerwetter soll ihm auf den Kopf fahren," zog derselbe ihm einen tüchtigen Hieb mit der flachen Säbelklinge über den gebückten Rücken.

Solche unsanfte Behandlung reizte aber den Zorn des sonst so geduldigen Thorwächters, und voller Wuth schrie er laut: „Das ist dumm und wider alle Kriegsmanier, ich weeß och Raison, denn ich hab an die drei Jahre bei dem Sachsen-Hildburghauser Reichskontingente gestanden," und damit versuchte er auf's Neue, den Schlagbaum doch noch nieder zu lassen.

„Warte, ich will ihm aber jetzt preußische Kriegsmanier lehren," lachte der Husarenkorporal, und gab dem armen Stadtsoldaten dabei eine Ohrfeige, daß

es laut klatschte, indem er sein Pferd dabei noch mehr vorwärts gehen ließ.

Diese Ohrfeige dämpfte die eben emporsteigenden kriegerischen Gedanken des Stadtsoldaten sogleich wieder gänzlich. Gewehr und dreispitzigen Hut im Stiche lassend, vertraute er der Schnelligkeit seiner Beine, und lief nun in möglichster Eile der inneren Thorwache zu, dabei mit ängstlich klagender Stimme ausrufend: „De Preußen sind da, de Preußen sind da, und haben mir enen Ohrwatschen gegeben." Lachend trabten die drei Husaren hinter dem Laufenden drein, und kamen so fast zu gleicher Zeit bei der inneren Thorwache mit ihm an. Wie die Stadtsoldaten, die diese Wache besetzt hatten, die drei preußischen Husaren mit den gezogenen Säbeln in der Faust auf sich zu reiten sahen, und dabei das Geschrei ihres Kameraden über seine empfangene Ohrfeige hörten, ergriff sie ein jäher Schreck und jeder Gedanke an einen gewaltsamen Widerstand, erschien ihnen als frevelhafte Vermessenheit, obgleich ihre Zahl wohl ein Dutzend betragen mochte. In schleunigster Flucht liefen Alle davon, dabei in allen Gassen der Stadt Leipzig die Schreckensnachricht verkündend, daß die preußi-

schen Husaren eingerückt seien, und Alles ohne Gnade und Barmherzigkeit niedersäbelten, was sich nur irgendwie ihnen zu widersetzen wage.

Der Hauptmann von Wustrow, der mit seinen zwei Zügen Husaren unterdeß den drei voraus geschickten Leuten schnell nachgerückt war, hatte sogleich das von den Stadtsoldaten verlassene Halle'sche Thor mit der Hälfte seiner Mannschaft besetzen lassen, während er mit der anderen Hälfte vor das Rathhaus ritt und dieselbe mit schußfertig gemachtem Karabiner daselbst aufstellte. Er selbst ging alsdann klirrenden Trittes in das Sitzungslokal des Rathes, wo inzwischen einzelne Rathsherren sich eingestellt hatten, und erklärte denselben mit kurzen, kräftigen Worten, daß Leipzig fortan von den preußischen Truppen besetzt werden solle, und der Prinz Heinrich in wenigen Stunden mit mehreren tausend Mann aller Waffengattungen seinen Einmarsch halten würde. Verblüffte Gesichter machten die Rathsherren bei dieser unerfreulichen Kunde freilich, allein, was sollten sie anders thun, wie sich gutwillig fügen, da ja jeder Versuch zu einem Widerstand ein gänzlich nutzloses Unternehmen gewesen wäre, und so ward Leipzig denn er=

obert, ohne daß andere Gewaltthätigkeiten, wie die dem Stadtsoldaten gegebene Ohrfeige, dabei vorgekommen wären.

Schon am Nachmittag hielt der Prinz Heinrich von Preußen mit einigen Infanterie-, Dragoner- und Husarenregimentern seinen Einmarsch in Leipzig. Unter dem Klange ihrer Feldmusik marschirten die schönen Regimenter, deren äußeres Ansehen bis jetzt noch nicht durch die Strapazen eines langjährigen Krieges gelitten hatte, in die Stadt ein. Fest und geschlossen war ihre Haltung, ein Tritt nur bei dem Marsche der Infanterie hörbar, auf ihren feurigen Rossen wie angegossen saßen die Husaren, und was die Kriegstüchtigkeit preußischer Soldaten zu bedeuten habe, davon konnten die Leipziger sich jetzt durch eigene Anschauung wieder recht gründlich überzeugen. Zwar war der Einmarsch der Preußen den meisten Bewohnern der Stadt gerade kein sehr erfreuliches Ereigniß, und eine bange Ahndung der unendlich vielen Verluste, die ihnen der soeben begonnene Krieg in seinem ferneren Verlaufe noch zufügen würde, lastete fast auf allen Gemüthern, aber dennoch fesselte, wie bei derartigen Gelegenheiten fast immer der Fall sein wird,

der Reiz des ihnen ungewohnten glänzenden militairischen Schauspieles die Aufmerksamkeit im hohen Grade. Alle Fenster waren mit neugierigen Gesichtern, meist dem schönen Geschlechte angehörend, dicht besetzt, und mehr wie ein feuriges Auge warf gar wohlgefällige Blicke auf ein oder den anderen stattlichen Grenadier, oder schlanken und behenden Husarenofficier hinab. Und nun gar der Knaben muntere Schaar, die in neugierigen Haufen sich überall umherdrängten und neben den Truppen einherliefen, wie klatschten diese vor Freude in die Hände und jubelten und schenkten sogleich ihre ganze Zuneigung diesen stattlichen Kriegern, die freilich ein ganz anderes Ansehen hatten, wie die Stadtsoldaten, die bisher die gesammte militairische Macht Leipzigs darstellten. Jetzt kamen Grenadierkompagnien, lauter schlankgewachsene Leute, denen die spitzen, in der hellen Augustsonne glitzenden und blitzenden Messingmützen, auf den gutgepuderten Köpfen, ein noch größeres und martialischeres Ansehen verliehen. Gar nun aber die Husaren, mit ihren scharlachrothen Dollmans und den darüber auf der einen Schulter hängenden, dunkelblauen Pelzen, die schwarze Pelzmütze meist schief auf die Stirn ge=

drückt, sie wurden sogleich vor den übrigen Truppengattungen die bevorzugten Lieblinge aller Knaben.

Der hochedle Rath, alle Mitglieder im festlichsten Anzug, empfing auf feierliche Weise den Prinzen Heinrich vor dem zum Absteigequartier desselben bestimmten Hause. Ganz wohlwollend und mit der leutseligen Freundlichkeit, die ihn im Umgange mit Jedermann, mochte dieser nun auch noch so einem verschiedenen Stande angehören, in hohem Grade auszeichnete, hörte der Prinz die Anreden der Rathsherren an. Als aber Einer derselben hierdurch dreister geworden, ihn fragte: „Ob denn die Preußen nach Sachsen eigentlich als Freunde oder Feinde kämen,“ spielte ein gar spöttisches Lächeln auf dem feingeschnittenen Gesichte des Prinzen, und dem Frager freundlich auf die Schultern klopfend, erwiderte er: „Ja, mein Lieber, das kann ich ihm zur Zeit wahrlich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Sieht er, wir richten uns blos nach dem Winde, wo der gerade herweht.“

Noch eine andere Klage aber hatte der Prinz zu beseitigen, bevor er in sein Haus trat. Mit dickgeschwollener Backe, in Folge der von dem Husarenkorporal vorhin am Thore empfangenen Ohr-

feige, stand der Stadtsoldat da, und beschwerte sich bei ihm über diese erduldete grobe Behandlung.

„Das ist freilich schlimm und der Husar war grob," lachte der Prinz bei dieser Klage. „Warum hat er auf den Kerl aber nicht geschossen, er hatte ja sein Gewehr zur Hand. Ich an seiner Stelle hätte das gleich gethan."

„Ihja, ihre Königlichen Hoheit, mein Gewehr, das ist ja nicht so zum Schießen eingerichtet. „Nee so etwas würde unser hochedle Rath gar nicht erlauben, denn das knallte gar zu sehre," erwiderte der mit kläglicher Miene.

„So ist es seine Schuld, und ich kann ihm auch weiter nicht helfen. Er müßte denn von dem Korporal mit dem Säbel in der Hand Satisfaction verlangen, und sich mit demselben auf Leben und Tod schlagen wollen, dazu will ich gern meine Erlaubniß geben," scherzte der Prinz.

„Nee hären se, Ew. Königliche Hoheit, das werde ich sie nich thun. Ich hab Frau und Kinder derheeme, und so die Husaren, das sein gar böse Kerle. Ih werd ich mich mit denselben schlagen, das sollte mir einfallen, nee da behalt ich doch lieber enen Watschen," gab der fried-

fertige Stadtsoldat zur Antwort und wollte sich fortbegeben. Lachend befahl der Prinz nun einem Adjutanten, demselben zwei Thaler Schmerzensgelder zu geben, und ganz vergnüglich ausrufend: „Ihja, da könnte man mir alle Dage enen Ohrwatschen geben, das wäre 'ne Freude, wenn ich immer dafür zwee blanke Preußenthaler bekäme,“ trollte sich jetzt der sehr befriedigte Kläger.

„Nun, mein lieber Capitain von Wustrow, viel Mühe hat ihm die Einnahme von Leipzig also nicht gemacht. — Setze er sich jetzt sogleich zu Pferd und melde er meinem Bruder, dem Könige, seine Eroberung und unseren Einmarsch. — Ich fürchte aber, den Orden pour le mérite bekommt er noch nicht für seine heutigen Thaten,“ sprach der Prinz Heinrich zu dem Officier, als dieser ihm den Rapport über die bei der Einnahme von Leipzig geschehenen Nebenumstände abstattete, wobei ein Lächeln des gutmüthigen Spottes sein Gesicht umspielte.

„Nein, sicherlich nicht, Ew. Königliche Hoheit. Hoffentlich wird ein preußischer Officier niemals im Kriege einen Orden bekommen, den er sich nicht auch wirklich verdient hat. Ew. Königliche Hoheit werden wohl noch die Gnade haben, dafür zu sor-

gen, daß ihre Adjutanten mehr Gelegenheit finden, sich gegen andere Feinde, wie Leipziger Stadtsoldaten, den pour le mérite zu verdienen," erwiderte der Hauptmann sich ehrfurchtsvoll verbeugend und eilte dann klirrenden Schrittes fort, um sich in den Sattel zu schwingen und sogleich den König Friedrich aufzusuchen, diesem die befohlene Meldung zu überbringen.

Keinen größeren Widerstand, als wie bei der Besitznahme von Leipzig, fanden aber überall die auf verschiedenen Straßen in das kurfürstlich sächsische Gebiet einmarschirenden, preußischen Truppen. So überraschend schnell hatte der König den Einmarsch befohlen, so trefflich waren alle seine Anordnungen von den verschiedenen Befehlshabern ausgeführt worden, daß die sächsischen Truppen nirgends in der Verfassung waren, den mindesten Widerstand zu leisten, und sich nur in größter Eile in ihr befestigtes Lager unweit des Städtchens Pirna an der Elbe zurückziehen konnten.

Nur die Eroberung der kleinen Bergfestung Stolpe, die von 40 Halbinvaliden unter Befehl eines alten Stabsofficiers besetzt war, kostete einen Pistolenschuß, der Letzteren daniederstreckte. Dieser

Schuß ist aber deshalb merkwürdig, weil es der erste war, der den ganzen siebenjährigen Krieg eröffnete. Der Oberst von Warnery, ein durch seinen Hang zu verwegenen Streichen, in der ganzen Armee allgemein bekannter Husarenofficier, vollbrachte mit 2 Husaren vom Wartenberg'schen Regimente diese That, und nahm die ganze Besatzung gefangen, obgleich der Weg, der auf die alte Bergfestung führte, so steil anstieg, daß die Husarenpferde denselben nur mit Mühe erklimmen konnten.

Ohne Widerstand rückten auch die preußischen Truppen bald darauf in Dresden ein, und in dem schönen Moszinsky'schen Gartenpallast konnte König Friedrich am 6. September sein Hauptquartier nehmen, und nun fast ganz Sachsen als ein von ihm erobertes Land betrachten. Nicht gering waren die Hülfsmittel, welche das preußische Heer durch dieses energische Vordringen seines großen Königs gewann, und der Anfang des Krieges hatte sich so vortheilhaft gestaltet, wie man preußischerseits dies nur immerhin wünschen konnte. Von feindlichen Truppen ganz umringt, stand der größte Theil der sächsischen Armee fortwährend in dem festen Lager unweit Pirna, und da man in der Eile keine son-

derlich großen Vorräthe von Lebensmittel daselbst hatte zusammenbringen können, begann der bitterste Mangel bald unter den schwergeprüften Truppen einzureißen. Glückte es dem starken österreichischen Heere, welches unter dem Befehle des Generalfeldmarschalls Grafen von Browne bisher in Böhmen, in der Gegend von Budin, gestanden hatte, nicht, vorzudringen, die Preußen zurückzuwerfen und so die sächsischen Truppen zu befreien, so mußte das Schicksal Letzterer ein sehr hartes sein.

Diesem österreichischen Heere marschirte der König Friedrich aber bald mit einem Theile seiner Truppen nach Böhmen entgegen, und am 1. October kam es zu der blutigen Schlacht bei Lowositz, dem ersten bedeutenden feindlichen Zusammenstoß in diesem Kriege. Um 7 Uhr Morgens schon begann der wüthende Kampf, und erst des Nachmittags gegen 2 Uhr gelang es dem heftigen Andringen der Preußen, den feindlichen Widerstand zu besiegen, und das muthige österreichische Heer zu einem Rückzug, den dasselbe aber in sehr geordneter Weise antrat, zu bewegen. Mit einer Erbitterung, wie sie sich später auf keinem Schlachtfelde größer zeigte, ward von beiden Seiten an diesem Tage gekämpft,

und die Tapferkeit der österreichischen Truppen machte es den, durch die persönliche Gegenwart ihres großen Königs zur lebhaftesten Begeisterung angespornten Preußen, ungemein schwer, sich endlich dennoch den Sieg zu erringen.

Besonders die preußische schwere Reiterei kämpfte hier bei Lowositz wieder mit dem glänzendsten Muthe, und begann für den siebenjährigen Krieg an diesem Tage die Reihe ihrer großen Waffenthaten, durch welche sie sich in den folgenden Jahren noch wiederholt so sehr auszeichnete. Zwei der besten preußischen Reiteranführer, der Generalmajor Henning von Oertzen, Chef eines Dragonerregimentes, und der General von Luderitz, Chef des Markgräflich Friedrich'schen Kürassierregimentes, fanden aber auf dem Schlachtfelde selbst den Kriegertod, und allein an 300 Todte und 800 Verwundete zählten die preußischen Reiterregimenter, die an dieser Schlacht mit theilnahmen. Der Sieg mußte aber erkämpft werden, kostete es auch noch so viel Opfer, das fühlte der König Friedrich sehr gut, denn von unermeßlich moralischen Folgen war es für ihn, wenn er diesen Krieg gleich mit einem so bedeutenden Erfolge beginnen konnte. Wiederholt

wurden im Laufe dieses Tages die Preußen schon zurückgedrängt, wiederholt schien das Glück die Oesterreicher zu begünstigen, aber der König ließ nicht nach, seine Preußen durch kräftige Worte zu begeistern, und dadurch angetrieben, stürmten dieselben immer auf's Neue wieder vorwärts.

„Erinnere er sich an die Tage bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf, mein lieber General von Lüderitz; was er damals mit den Bonin'schen Dragonern vermochte, wird er jetzt mit seinen Kürassieren doch auch noch können," redete der König den General an, der, vor der Front seines Kürassierregimentes haltend, den Befehl zum Angriff erwartete.

Stolz richtete sich bei dieser Anrede der General in den Steigbügeln seines Streitrosses auf, und das Haupt vor seinem Könige entblößend, so daß sein langes, weißes Haar im Winde flatterte, sagte er mit lauter Stimme, damit der größte Theil der hinter ihm haltenden Soldaten diese Worte vernehmen konnte: „Verlasse sich Ew. Majestät nur auf mich und meine Kürassiere. Das Wort eines preußischen Officiers und Edelmanns darauf, lebendig

komme ich nicht zurück, wenn der Angriff nicht gelingen sollte.“ Und wie es einem Krieger geziemt, löste der General auch sein Versprechen durch den Tod. Das österreichische Geschützfeuer wüthete so heftig in den Reihen des Regimentes, daß dasselbe anfänglich etwas in Unordnung gerieth, und die Kürassiere Scheu hegten, zum zweitenmale gegen die feindlichen Kanonen, deren Kugeln schon so viele von ihnen zerschmettert hatten, vorzureiten.

„Mir nach, Kürassiere, ich habe dem König mein Wort gegeben und muß es auch einlösen,“ rief aber jetzt der General mit seiner lauten Stimme, so daß dieselbe weit vernehmlich durch das Getobe der Schlacht zu seinen Leuten drang. Vorwärts spornte er jetzt abermals sein edles Roß und ihm nach folgte die zwar schon stark gelichtete, aber jetzt auf's Neue wieder festgeschlossene Schaar seiner getreuen Reiter. Den tapferen Führer zerriß bald eine österreichische Stückkugel, so daß es nach der gewonnenen Schlacht schwer hielt, seine verstümmelte Leiche nur wieder zu finden; aber unaufhaltsam vorwärts stürmten jetzt die Kürassiere und bald war die feindliche Batterie erobert und zum Schweigen gebracht.

Dem Dragonerregiment des Generals von Oertzen, das früher unter dem Namen des Bonin'schen Regiments sich bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf so sehr ausgezeichnet hatte, rief der König, als er vor dem Beginn des Kampfes längst den Reihen desselben hinritt, die Worte zu: „Denkt daran, Dragoner, daß ihr die Bonin'schen seid, die bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf so dreinhauten. Ihr dürft euch heute nicht von den Kürassieren übertreffen lassen, sonst sehen diese während des ganzen Krieges hochmüthig auf euch herab."

„Ohne Sorge, Ew. Majestät, so viel wie irgend ein anderes Regiment, haben wir Dragoner auch stets gethan, und werden heute auch nicht hinter unserer Schuldigkeit zurückbleiben, wenn wir auch kein solch Eisenblech, wie die Kürassire, vor die Brust geschnallt haben," antwortete freimüthig ein alter, graubärtiger Dragoner, der am Flügel des zweiten Zuges der zweiten Schwadron hielt, und wohlwollend nickte der König dem Sprecher bei diesen Worten mit dem Kopfe zu.

Zu seiner Mannschaft sagte der General von Oertzen aber noch, wenige Augenblicke bevor der Befehl zum Einhauen kam: „Dragoner, ich habe

früher stets bei den Gensdarmen gestanden, die für das erste Regiment der Armee gelten wollen. Zeigt euch jetzt so, daß ich meinen alten Kameraden sagen kann, daß meine Dragoner dasselbe leisten. Folgt mir nur immer nach, ich schwöre euch, daß ihr dann auf dem Wege der Ehre bleibt.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, da schmetterten die Trompeten, das Signal zum Vorreiten, und den tüchtigen Führer an der Spitze, rasselten die Schwadronen gegen den Feind. Bald war der General von Oertzen, dessen tüchtiges Roß ihn schnell vorantrug, von mehreren österreichischen Reitern umgeben, und ein heftiger Zweikampf entspann sich. So geschickt und tapfer der General sich auch vertheidigte, so genügte dies nicht, ihm den Sieg zu sichern, und von drei Hieben am Kopfe getroffen, stürzte er schwer verwundet aus dem Sattel. Ueber dem Liegenden fort brausten die Schwadronen, und als nach glücklich gewonnener Schlacht mehrere Reiter absaßen, ihren gefallenen Führer zu suchen, fanden sie denselben, außer seinen Kopfhieben, noch durch mehrere Huftritte von Pferden auf Brust und Gesicht arg verletzt. Nur wenige Stunden lebte er noch, konnte aber den ruhmvoll erkämpften Sieg,

an dem sein tapferes Regiment so großen Antheil gehabt hatte, noch erfahren, was ihm das Sterben sichtbar erleichtert haben soll.

Als einige Wochen darauf der Prinz Heinrich seinem Bruder, dem Könige, zu dem Gewinn dieses wichtigen Sieges bei Lowositz glückwünschte, erwiderte der Monarch: „Ich muß mich damit begnügen, zu Anfang dieses Krieges eine Schlacht gewonnen zu haben.“

„Aber dadurch sind Ew. Majestät ihrem Plane doch um Vieles näher gekommen. Die Absichten des Feldmarschalls Browne sind nicht nur mehr eingeschränkt worden, sondern es muß ihm auch schwer werden, den Sachsen Hülfe zu leisten,“ sagte hierauf der Prinz.

„Es ist wohl wahr,“ versetzte nun der König; „aber es hat mir auch viel gekostet: ein Oertzen und ein Lüderitz, zwei meiner besten Generale, und so viele tapfere Mannschaft sind nicht gleich wieder ersetzt.“

Ein solches Lob aus dem Munde Friedrich des Großen war wohl der ehrendste Nachruf, der den gefallenen Kriegern nur gezollt werden konnte.

Der Ausgang der Schlacht bei Lowositz verschlimmerte die Lage der noch fortwährend eingeschlossenen sächsischen Armee nicht wenig. Die Hoffnung auf Ersatz durch die Oesterreicher, war nun gänzlich verschwunden, und so blieb den Generalen nicht anderes mehr übrig, als sich mit ihren Truppen durch die Preußen durchzuschlagen, oder sich sämmtlich der Gnade des Siegers zu ergeben. Wie es tapferen Soldaten geziemt, machten sie wenigsten noch den Versuch zu ersterem Unternehmen, bevor sie den harten Entschluß faßten, die Waffen zu strecken. Immer mehr riß Mangel jeglicher Art unter den armen sächsischen Soldaten ein, die zwischen ihren kahlen Felsen eng zusammengedrängt, auch der nothwendigsten Lebensbedürfnisse entbehren mußten. Schon waren die Pferde der Artillerie durch Futtermangel so geschwächt, daß sie kaum noch die Geschütze in den schlechten Gebirgswegen fortschleppen konnten, und auch eine etwaige Attaque der sächsischen Escadrons, konnte wegen Kraftlosigkeit der Rosse keine Aussicht auf Erfolg mehr haben. Wohlverpflegt und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, denn das ganze bis dahin von den Drangsalen des Krieges noch gar

nicht mitgenommene Kurfürstenthum Sachsen stand ihnen hinsichtlich ihrer Verpflegung zur freien Verfügung, lagerten sich inzwischen die Preußen, alle Auswege, durch welche sich die Umschlossenen vielleicht zu retten versuchten, sorgsam bewachend.

Tag und Nacht saßen die Husaren der Regimenter Zieten, Warnery, Szekuli und Putkammer in den Sätteln, um durch starke Streifpatrouillen die Verbindungen zwischen den, an den günstigsten Stellen gelagerten, preußischen größeren Heerestheilen zu unterhalten und den Sachsen jedes Mittel, was etwa zu ihrer Rettung dienen konnte, abzuschneiden. Der General von Zieten hatte den Oberbefehl über den hier dienstthuenden Theil der leichten preußischen Reiterei, und wo der befahl, da konnte man sicher sein, daß auch nicht das Allermindeste im Dienst vernachlässigt wurde. Wenn der kalte Herbstregen auch in noch so starken Strömen vom Himmel goß, die Octobernächte so dunkel waren, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, und das Reiten in den engen, steilen und furchtbar schlechten Gebirgswegen nicht allein beschwerlich, sondern auch gefährlich war, der General von Zieten ließ sich dadurch nicht im Minde-

sten abhalten, fast jede Nacht persönlich einen Theil seiner Patrouillen und Vorposten zu inspiciren. Und je dunkler die Nacht, je schlechter das Wetter war, je brausender der Sturm durch die Gebirgsforsten tobte, und manchen alten Baum, der schon Jahrhunderte seiner Gewalt getrotzt hatte, jetzt in einer Secunde zusammenbrach, desto thätiger betrieb gewiß der General von Zieten den Dienst, desto unermüdlicher mußten seine Husaren patrouilliren. War doch zu erwarten, daß die Sachsen sich gerade eine solche Nacht auserwählen würden, um, von dem Ungestüm der Witterung begünstigt, den Durchbruch zu versuchen. Zwar brummte wohl manchmal jetzt der dicke Major von dem weißen Puttkammer'schen Regiment, der mit zwei unter ihm stehenden Escadrons den beschwerlichsten Theil der Felsengegend zu bewachen hatte, wenn ihm die Ruhe gar zu spärlich zugemessen ward, aber saß doch sogleich wieder auf seinem kleinen, fetten Schekken, der wie das beste Saumroß zu klettern verstand, sobald ihm nur das Allermindeste, was von Wichtigkeit zu sein schien, gemeldet wurde. Mochten die sächsischen Patrouillen, die womöglich einige spärliche Lebensmittel heimlich herbeischaffen sollten,

auch noch so versteckt liegende Wege einschlagen, und von den ortskundigsten Bauern der Gegend geführt werden, der Wachsamkeit und Schlauheit des dicken Majors entkamen sie doch nicht. „Mich jammern zwar die armen Kerle, die da in ihren Berglöchern so hungern müssen, daß ihnen die Schwarten knakken, denn das Aergste für einen Menschen ist doch der Hunger. Aber was soll man thuen, auch nicht so viele Lebensmittel, daß nur eine Maus davon satt werden könnte, durchzulassen, ist nun einmal strenge Ordre, und die muß doch genau parirt werden," sprach in seiner Gutmüthigkeit der Major, als seine Husaren in einer sehr dunkeln und stürmischen Regennacht wieder 40 Bauern, die sich mit Brodsäcken auf dem Rücken in das sächsische Lager durchschleichen wollten, gefangen genommen hatten.

Noch einmal versuchte jetzt ein österreichisches Korps sich mit den Sachsen in Verbindung zu setzen, und so womöglich doch wenigstens einen Theil derselben zu retten, aber auch dieser Plan scheiterte wieder an der Wachsamkeit der preußischen Husaren. Der Lieutenant Schmidt von dem Putkammer'schen Regimente, der seine Patrouillen mit eben solcher Ruhe und Umsicht, dabei aber auch, wenn

es nöthig war, verwegener Tollkühnheit führte, war der erste preußische Officier, der Nachrichten von dem Anmarsch der Oesterreicher brachte. Sogleich sandte der General von Winterfeld denselben wieder auf eine neue Recognoscirung aus, und bei dieser Gelegenheit brachte er eine eben so sichere, wie vollständige Nachricht über den Anmarsch eines österreichischen Korps von nahe an 15,000 Mann mit zurück. Alle Anstalten wurden von Seiten der Preußen mit größter Eile getroffen, diesen neuen Feind recht nachdrücklich zu empfangen, allein die Oestereicher marschirten nun sogleich, da sie ihre Ankunft entdeckt sahen, wieder nach Böhmen zurück, so daß es zu keinem Zusammenstoß mit ihnen kam.

Dem vorher gemeinsam mit einander verabredeten Plane gemäß, verließen auch in derselben Nacht die Sachsen ihr Lager und gingen auf einer Schiffbrücke über die Elbe, von dort aus beim Anbruch des Tages die Preußen anzugreifen und den Durchbruch zu erzwingen. Der unerwartete Rückzug der Oestreicher vereitelte diese Absicht, und brachte die sächsischen Truppen sämmtlich in die schlimmste Lage, in der sie entweder sich bald ergeben, oder gänzlich

zu Grunde gehen mußten. Von allen Seiten waren dieselben jetzt von den Preußen, welche vortheilhafte uud dazu noch stark verschanzte Stellungen auf den Höhen ringsumher eingenommen hatten, umschlossen, und somit ein Durchbruch ganz unmöglich. An 72 Stunden stand die sächsische Armee nun schon auf diesem engen Fleck am Lilienstein zusammengepreßt, jedem Ungestüm der Witterung preisgegeben. Nur eine kleine Portion Brod hatten die armen Truppen während dieser ganzen Zeit zur Nahrung erhalten, und waren dabei stets von dem in Strömen darniedergießenden kalten Herbstregen durchnäßt worden. Unter solchen Umständen mußte endlich der harte Entschluß der unbedingten Ergebung gefaßt werden, denn ein längerer Widerstand war nicht mehr möglich. Zwar drang der Kurfürst von Sachsen, der unterdeß wohlbehaglich auf dem sicheren Königstein saß, auch jetzt noch in seine Generale, den preußischen General Retzow beim Lilienstein anzugreifen, aber der sächsische kommandirende Heerführer Rutowsky bewies ihm, daß ein solcher Versuch keine weiteren Folgen haben könne, als wie die braven Truppen, die bisher schon soviel unverschuldetes Elend standhaft ertragen

hatten, nutzlos zur Schlachtbank zu führen. So mußte endlich denn am 16. October die bekannte Kapitulation von Pirna geschlossen werden, wonach noch 7 vollständige sächsische Infanterie- und 8 Kavallerieregimenter, zusammen an 16,000 Mann, mit ihrem ganzen Heeresgeräth, worunter allein 200 Kanonen, sich dem preußischen Heere als Gefangene ergaben.

Es war ein düsterer kalter October-Morgen, der Regen goß unaufhörlich danieder, und der Sturmwind heulte unheimlich durch die vielen Schluchten und Risse der Sandsteinfelsen dieser Gegend, als die sächsischen Regimenter ausrückten um die Gewehre vor den, in Gefechtstellung aufmarschirten Preußen, zu strecken, und ihre Fahnen, die ihnen bisher ruhmvoll an so manchen heißen Kampfestagen vorangeweht hatten, ihren Besiegern zu überliefern. Ein trauriger Tag für diese Truppen! Von Hunger und Entbehrungen aller Art hart mitgenommen, glichen die meisten sächsischen Soldaten wahren Leidensgestalten, und manche von ihnen waren schon so geschwächt, daß sie kaum noch bei der Uebergabe, die mit dem Gewehre vorgeschriebenen Griffe ausführen konnten. Aber mehr

noch, wie all dies erduldete äußere Elend, drückten Kummer und Gram über diese Gefangennahme die Mehrzahl der sächsischen Krieger danieder. Gar manchem langgedienten Soldaten, der bis dahin alles Elend der letzten Tage mit dem standhaftesten Muthe ertragen, und kein Wort der Klage ausgesprochen hatte, wenn er auch alltäglich den Schmachtriemen um einige Löcher wieder enger schnallen mußte, rannen jetzt im Augenblick der Waffenstreckung, die bitteren Schmerzensthränen über die abgezehrten Backen. Noch gedrückter und vom Schicksal gebeugter, wie ihre Soldaten, sahen durchgängig die Officiere dieser sächsischen Truppen aus. Schon im Beginn des Krieges ward ihnen jetzt ihre ganze militärische Laufbahn für immer abgeschnitten, und jede Hoffnung der Wiedergeltung für diesen Tag der Schmach, an dem gehaßten Feind, völlig entzogen, denn nur gegen das Versprechen, auf Ehrenwort in diesem ganzen Kampfe die Waffen nicht wieder gegen die Preußen zu führen, ward ihnen die Freiheit jetzt bewilligt.

Mit stolzem Gefühle stand aber in diesen Stunden das preußische Heer unter den Waffen, und wenn auch die Soldaten desselben nicht minder,

wie die Sachsen vom Wind und Regen zu leiden hatten, so zeigten ihre Gesichter doch dabei einen ganz anderen Ausdruck. Sie waren ja jetzt die Sieger, ihre Disciplin und ihres Königs großes Heerführertalent, hatten allein dies für sie so glänzende Ereigniß herbeigeführt, und der Ausdruck der Siegesfreude war bei ihnen daher ein ganz gerechtfertigter. Wie es edlen Feinden am Tage des Sieges aber geziemt, so beleidigten die Preußen jetzt nicht durch Hohn und Spott ihre besiegten Gegner, und vermehrten so nicht unnützer Weise das so schon bittere Gefühl desselben. Ein zu ritterlicher Geist erfüllte das Officierkorps des preußischen Heeres, und in zu fester militärischer Zucht stand die Mannschaft desselben, als daß solch unwürdiges Benehmen hätte vorkommen können. Es ward auf des Monarchen ausdrücklichem Befehl — und was König Friedrich befahl, das geschah auch unbedingt in seinem Heere — Alles angewandt, um das Ehrgefühl der gefangenen Sachsen nicht zu kränken, und aus diesem Grunde wurden die denselben gehörenden Fahnen, Standarten und Pauken dem Churfürsten, der noch immer auf dem Königstein residirte, sogleich wieder zurückgegeben.

Für die ausgehungerten Soldaten waren in den preußischen Kompagnieküchen aber schon große

Kessel mit warmer Suppe und kräftigem Fleisch bereitet worden, und dieselben sogleich nach Uebergabe der Waffen mit diesen Speisen und mit Bier und Branntwein reichlich bewirthet, damit ihre Leiber sich wieder stärken, und ihre Gemüther mehr aufheitern sollten. Auf des Königs Befehl, der hierin wohl nicht ganz weise handelte, und dem arg gekränkten sächsischen Nationalstolz keine Rechnung trug, wurden aber alsbald sämmtliche gefangene Gemeine und Unterofficiere gezwungen, preußische Militärdienste zu nehmen. Die Soldaten der sächsischen Grenadierbataillone, der Garde und des Regiments der Königin, vertheilte man unter verschiedene preußische Infanterie-Regimenter, die in der Schlacht bei Lowositz am Meisten gelitten hatten, und ein Gleiches geschah mit den sächsischen Reitern, die unter die preußische Kavallerie gesteckt wurden. Mehrere sächsische Infanterieregimenter ließ man aber vollständig beisammen, und gab ihnen nur preußische Regimentschefs-Officiere und Uniformen, indem man glaubte, sie auf diese Weise auch schon zu wirklich preußischen Soldaten umgewandelt zu haben. Ein großer Irrthum, denn zu ganzen Kompagnien desertirten, so bald wie möglich, diese so gewaltsam in die preußische Montirungen gesteckten Sachsen wieder

zu den Feinden, und verstärkten so nur dessen Macht, nachdem sie vorher ihre preußischen Officiere, die sie zurückhalten wollten, mißhandelt, ja selbst getödtet hatten. Mehrere preußische Officiere hatten solch Benehmen der Sachsen recht wohl vorausgesehen, und deshalb ihre Versetzung zu diesen neuformirten Regimentern, selbst mit bedeutender Beförderung im Range, abgelehnt. Zu dieser Zahl gehörte auch der junge Hauptmann Graf Dohna. Wenige Tage nach der Pirnaer Kapitulation war es, und die Uniformirung der sächsischen Regimenter in preußische, hatte so eben begonnen, da ging der König Friederich in Begleitung seines Bruders des Prinzen Heinrich, an den Hauptmann Graf Dohna, der mit seiner Kompagnie im königlichen Hauptquartier stand, vorüber.

„Freut mich ihn zu sehen, mein lieber Kapitän Graf Dohna. Bin mit seinen Meriten bis jetzt sehr contant und will ihn, wenn er es wünscht, als Stabs-Officier in das neu errichtete Mannstein'sche Regiment transferiren," redete der König mit huldvoller Stimme den Officier an, denselben dabei freundlich anblickend.

„Ew. Majestät Gnade beglückt mich ungemein," antwortete der Graf, und vor Freude über diese Anerkennung durch seinen großen König, erröthete

sein männlich schönes Gesicht. — „Wenn es Ew. Majestät Befehl ist, gehe ich sogleich zu dem Mannstein'schen Regiment, und werde auch dort mit Gottes gnädiger Hülfe meine Pflicht als preußischer Officier bis zu dem letzten Augenblicke thun, sonst aber möchte ich die allerunterthänigste Bitte an Ew. Magestät zu richten wagen, mich jetzt nur noch als Kapitän bei meiner Kompagnie zu lassen."

„Wenn er keine Ambition hat — so bleib er meinetwegen sein Lebelang Kapitän. Ich hatte es gut mit ihm und seiner Familie im Sinn, und dadurch, daß ich ihn so jung zum Stabsofficier machte, wollte ich ihm Gelegenheit zum besseren Avancement geben. Adieu Kapitän Graf Dohna. Chaqun à son gout," mit diesen in verdrießlichem Tone gesprochenen Worten, drehte der König, ersichtlich über diese Weigerung des Grafen Dohna erzürnt, demselben den Rücken, und setzte raschen Schrittes seinen Weg weiter fort. Wenige Augenblicke darauf blieb er aber wieder stehen, und seinen Bruder am Arm fassend, und denselben mit seinen großen, klaren Augen durchdringend ansehend, sprach er in ungleich ruhigerem Tone.

„Mag doch nicht ganz Unrecht haben, der Graf Dohna. Ich fürcht Ew. Liebden, mit den neuen Regimentern wird es nicht recht viel heißen. Aber

was sollt ich machen, die gefangenen sechszehn Tausend Mäuler, konnt ich doch unmöglich ganz unnütz in Magdeburg ernähren, die hätten mich ja halb aufgefressen."

„Auch ist der Verlust bei Lowositz dadurch reichlich wieder ersetzt," erwiederte Prinz Heinrich.

„Besetzt wollen Ew. Liebden wohl sagen," fiel der König dem Prinzen jetzt in die Rede.

„Aber bedenken doch Ew. Majestät, daß jetzt dadurch so viel Tausende gewonnen sind, wie dort Hunderte verloren gingen, mit so schöner Equipage," fuhr der Prinz fort.

„Wollen es hoffen — aber ich fürchte diese Sachsen werden meinen alten Preußen nicht gleichkommen," beendete der König kopfschüttelnd die Rede, und befahl dann sein Roß vorzuführen, um eine Besichtigung der Truppen zu unternehmen.

Diese Gefangennahme des sächsischen Herrestheiles bei Pirna, war übrigens die letzte bedeutende Waffenthat die in dem Jahre 1756 noch vorfiel, und da die rauhe Witterung sich steigerte, gingen die preußischen Truppen bald in die ihnen angewiesenen Winterquartieren zurück.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.